26. HEFT. 24. JUNI. 1909.

Wir und die römische Kaiserzeit.

Von

Albrecht Wirth.

Jakob Burckhardt fand viele Züge der nachperikleischen Zeit in der Renaissance wieder. Seit zehn Jahren vergleichen unsere Gelehrten und Zeitphilosophen — Bethge, Breysig, Naumann — die Gegenwart mit der Epoche der Caesaren. Wie ja auch Kaiser Wilhelm dem Antoninus Pius, der Imperator dem Imperator, ein Denkmal auf der Saalburg erhöht hat. Der Gedanke des Vergleiches ist richtig. Es gälte, ihn weiter auszuspinnen und vielleicht politisch fruchtbar zu machen.

Einige Décadence-Erscheinungen. Das Gastmahl des Trimalchio und anderer Protzen taucht in London und New York wieder auf. Man verwandelt in einem halben Tage einen Gasthaussaal in einen See und läßt in Gondeln speisen. Man nimmt das üppige Essen zu Pferde, von berittenen Kellnern bedient. Ein Millionär von Irkutsk läßt seinen Empfangsraum mit Silberrubeln pflastern. Weiter die circenses. Die Schaulust hat auch jetzt unendlich zugenommen. Das Brutale, das Bizarre, das Laszive hat den meisten Beifall. Auch in nördlicheren Strichen, in Paris und Berlin, werden Versuche gemacht, den Stierkampf einzuführen. Radrennen, Eispreislaufen, Cake-walk, Pferderennen aller Art, Serpentintänze, dressierte Flöhe und Meerschweinchen: Schönes und Scheußliches bunt durcheinander, aber alles der dankbaren Aufmerksamkeit des Publikums gewiß. Den Nacktschaustellungen, die Apulejus mit so viel Behagen erzählt, entsprechen die bekannten Berliner Vorstellungen. Eine Note geht durch fast all

das Schaugepränge hindurch: das Publikum wendet sich dem Klassischen ab und dem Geistlosen, Possenreißerischen zu. So wissen wir, wie einst zu Alexandrien die Menge tagelang zusammenströmte und außer sich war vor Entzücken, weil ein grüner Elephant zu sehen war.

Aber auch die gewaltige Arbeitsleistung der Kaiserzeit hat bei uns ihr Spiegelbild. Großgewerbe damals wie heute; nicht minder riesige Vermögen, ungeheure Bauten, gewaltiges Meer der Literatur. Freilich, Massenkunst und Massenliteratur. Der edle Stil vergröbert und verflacht sich. Er geht durch die Ausbreitung der Fabrikware verloren.

Ueberraschende Aehnlichkeiten zeigt die äußere wie auch die innere Politik. Wie wir jetzt fortwährend Expeditionen in Mittel- und Südafrika, in Marokko und an der Somalikiiste machen, wie die Truppen der Kolonialmächte von Indo-China nach Madagascar, und von da nach Senegambien, oder von China nach Südwest, von Hongkong und Ceylon nach Sierra Leone und Canada geschickt werden; so waren auch seit Sulla und Pompejus Expeditionen in weit entfernte Länder an der Tagesordnung. Man erlebt es in der Gegenwart, daß eine imperialistische Macht absichtlich Unruhen in Marokko erregt, und man weiß, daß die Engländer mit Fleiß den Lobengula gereizt haben, um ihn zum Aufstand zu bringen, und dann sein Land einstecken zu können; ganz ähnlich reizte Caesar mit vollem Bewußtsein die Eingeborenen von Spanien und Gallien zum Kriege, um dann ihre Städte plündern, und die Kriegsgefangenen in die Sklaverei verkaufen zu können. Mit ungeheuren Schulden ging Caesar aus Rom, mit 40 Millionen Mark Ueberschuß kehrte er aus Spanien zurück. Eine Folge der vielen Feldzüge an der Peripherie des Römerreiches war das Aufblühen eines reichen ethnologischen Schrifttums, und einer wertvollen geographischen Wissenschaft; die gleiche Erscheinung heute. Und wenn Tacitus ein tendenziöses Idealbild von den germanischen Zuständen entwirft, so schilderte Forster mit begeisterter Wärme die paradiesischen Sitten von Otahaiti, was ein Jean Paul ebenso begeistert aufnahm. Wenn bald nach Tacitus die mit Wundern reich versehene Alexander- und Apollonius-Geschichte aufkam, wenn der Abenteuer- und Reiseroman, der von einer odysseischen Liebesaffäre durchflochten war, sich großen Beifalls erfreute, so haben wir heutzutage Jules Verne und hatten Cooper und Sealsfield. Das Sudanfieber war schon damals erwacht. Die Lust an Entdeckungen führte, anscheinend ohne Befehl von Rom, verschiedene Heerführer in die unbekannte Weite, in die Urwälder Germaniens und des schottischen Fens, führte jenseits des Atlas und des Kaukasus. Der Zug eines Aelius Gallius nach Inner-Arabien und der eines römischen Ritters nach dem Sus erinnert an die Fahrten von Carl Peters und des Tibet-Eroberers Younghusband. Auch gab es schon eine Art gelber Frage in der Kaiserzeit, der nie erlöschende Gegensatz zu den Parthern. Es gab nicht minder eine Judenfrage und ein bewußtes Antisemitentum. Im übrigen wirkte, ebenfalls wie bei uns, dem Bewußtsein der Rassengegensätze ein überaus starker Kosmopolitismus entgegen. Caracalla verlieh sämtlichen Bewohnern des Imperiums das Bürgerrecht, ähnlich werfen sich die

Briten für die politischen (wenn auch nicht die gesellschaftlichen) Rechte der Farbigen ins Zeug und verlangen, daß im Ausland schmierige Banyanen und Nigger als british citizens anerkannt werden.

Die innerpolitische Folge davon ist das Empordrängen der Liberti, reich gewordener Parvenüs, und das Anschwellen proletarischer Begehrlichkeit. Trimalchio, der einstige Freigelassene, sammelte 30 Millionen Sesterzien. Russische Zuckerrübenbauern errichten Paläste in Kiew. Gasthauspförtner und Münchener Schenkkellner werden Hotelbesitzer und reiche Grundstückspekulanten. Auch die Bureaukratie der Neuzeit, die so ziemlich sämtlichen Staaten gemeinsam ist, nicht nur den monarchischen, sondern auch Frankreich und der Schweiz (nur Amerika hält sich noch einigermaßen frei davon) findet in einer rigorosen Verwaltungskonzentration unter den römischen Kaisern ihr Gegenstück. Auch die Trennung von Militär und Zivilisten ist schon von Ulpian, dem Juristen des angehenden dritten Jahrhunderts, durchgeführt, und gerade die angeblich freiesten Staaten, nämlich England und die Union, wiederholen die despotische Anordnung der Kaiserzeit, kraft deren das Waffentragen auf eine gesetzlich privilegierte, aber gesellschaftlich angesehene Soldatenkaste beschränkt war. Auch die wachsende Titelsucht der neuesten Zeit ist gar nicht so sehr ein Ueberbleibsel des Mittelalters, als vielmehr das Zeichen einer bureaukratisch-imperialistischen Zeit. Sie entsteht aus den Wechselwirkungen einer großen, wenig differenzierten Masse mit einer monarchischen Spitze. An und für sich sind ja alle vor dem Gesetze gleich. Um so krampfhafter klammert sich der einmal vorhandene menschliche Drang nach Ungleichheit an äußere Anerkennung. In der Technik ist das Zeitalter des Imperialismus am erfolgreichsten. Die Römer bauten das Kolosseum, die Cloaca maxima und feste Straßen, die vor allem den Zweck politischer Beherrschung hatten. In der Gegenwart sorgt man für Klärbecken und die Hygiene der Städte, errichtet große Schauburgen und Volkshäuser und Redehallen und baut Ueberlandbahnen, deren gewaltige Schienenstränge imperialistischen Zwecken dienen. Einem römischen Kaiser stellte sich ein Mann vor, der eine Flugmaschine erfunden hatte. Aus dem Nachlaß des Commodus versteigerte man „Wagen, die ohne Pferde liefen", also eine Art Automobile mit irgendeinem mechanischen Antrieb. Nicht minder gab es Syndikate und eine Großindustrie. Selbst eine Konzentration des Verlagswesens gab es wie zu unserer Zeit.

Zum Bühnenproblem der Gegenwart.

Von

Ernst Schur.

Wir sind in der Kunst vom Impressionismus zum Dekorativen, vom Dekorativen zum Architektonischen gekommen. Den gleichen Gang finden wir in der Bühnenkunst.

Der Impressionismus fußt auf einem neuen Sehen. Die Abstufung der Farben unter der Einwirkung des Lichts, das Zusammenfließen und Ineinanderübergehen der Kontraste, das ergab ein ganz neues Erfassen der Wirklichkeit und die Technik folgte diesem Umwerten der Erscheinungen ins Malerische, die Kontur schonend. Der Farbenfleck dominierte, und indem das Spiel des Lichts alle Kontraste dämpfte, vollzog sich ein Ausgleich in den Farben. Ein ganz neuer Reichtum von Nuancen war die Folge. Zugleich auch eine wechselnde Folge feinster Abtönungen der Farben. Und solch ein Bild zeigte im künstlerischen Sinne Wirklichkeit; sie gab die Dinge so, wie sie dem malerisch geschulten Auge erschienen.

Bis ein Rückschlag kam, der ebenso sehr logische Weiterentwicklung war. Das so differenzierte Sehen erzog sich. Es strebte hin zu einem vereinfachten Erfassen des Vielen. Es wollte die Fülle disziplinieren. Indem man dem Licht, dem Vibrieren der Lichtstrahlen folgte, kam man zu den prunkenden Effekten, die die Natur da zeigt, wo volles Licht auf den Dingen liegt, so daß sich eine Farbe strotzend heraushebt. Das war etwas Neues. Das befreite von dem ermüdenden Teil der Nuancen wieder. Es gab den Mut, zum dekorativen Umwerten der Naturerscheinungen fortzuschreiten. Hand in Hand mit dieser Erneuerung ging die Erziehung durch das Technische, die Reproduktionsmittel, die ebenfalls zu einer Vereinfachung drängten und damit zu ganz neuen Effekten führten. Die Lokalfarbe, die vernachlässigte, erschien wieder; nun aber war sie betont, unterstrichen, sie hatte Geist und Willen bekommen. Und nun galt es auszuwählen unter den Farben; nun kam man dahin, Farbenphysiologie und -psychologie zu treiben, um durch weise Wahl der Kontraste und Komplemente die künstlerische Wirkung aufs raffinierteste zu steigern. Das Plakat war die Folge dieser Erneuerung.

Nächstdem kam die Raumkunst, die auch wieder logisch sich an die vorhergehende Etappe anschloß. Von der prononcierten Farbwirkung bis zum kunstgewerblichen Gegenstand ist kein weiter Schritt. Gerade die Dinge unserer Umgebung zeigen sich uns so nah, daß wir ihr entschiedenes, wirkliches Sein empfinden müssen. Früher war auch hier ein schwächliches Vermeiden ausgesprochener Farben üblich. Jetzt freute man sich gerade an dem Leuchten der Kontraste und es war die Aufgabe des Künstlers, diese so zu finden, daß sie rein zusammenklangen. Der Wille zum Stil, zur sachlich-zwecklosen Formung, das ist das Charakteristische. Im Kunstgewerbe begann die Revolutio-

nierung. Neue Muster, neuer Schmuck. Die kleinen Dinge des alltäglichen Gebrauchs wurden vorgenommen, in ihrer Erscheinung mußten sie sich ändern. So kam man von selbst zum Zimmer, zum Raum, und nachdem man sich an die Möbelform gewagt hatte, kam man zu Wand und Decke. Da man schon hier auf architektonische Probleme übergriff, war es nur logisch, daß man den weiteren Schritt wagte, der Baukunst sich zu nähern. Und nun fand man plötzlich, daß in der Architektur der Grund zu all dem gefunden war, das vielfältig sich regte. Nun, nachdem vom Kleinen zum Großen fortgeschritten war, spürte man die Einheit des Ganzen. Es kam darauf, ebenso natürlich, eine Rückbewegung, die den neuen Tendenzen nur förderlich war. Die, die vielleicht noch in sich, im Verhältnis zum Ganzen zu unsicher gewesen waren, haltlos bleiben mußten, gewannen nun in der Architektur festen Grund. Zur Baukunst strebten nun alle, die voll des formalen Willens unserer Zeit waren, ob sie nun die technische Hochschule besucht hatten oder nicht. Das ist der Grund, weshalb die Kunstgewerbler anfingen, Häuser zu bauen. Sie hatten das Gefühl für das Wesentliche der Baukunst im Leibe. Dazu hatten sie sich im langsamen Werden, im Schatten, von Ding zu Ding systematisch erzogen. Und rückwirkend durchströmte nun die architektonische Idee die Raumkunst und das Kunstgewerbe, säuberte, reinigte, kräftigte und verschmolz das Vielfältige zu einer Einheit. Hier befinden wir uns jetzt. Die architektonische Idee, sie ist es, deren Erstarken wir miterleben, deren Einfluß wir auf den verschiedensten Gebieten spüren, indem wir dabei zugleich das einheitliche Werden einer neuen Kultur ahnen. Architektur, das ist Großzügigkeit, Einheit der Massen, Formung im reifsten Sinne, Rhythmus des Ganzen in dem Einfachen, Aufgehen des Vielen in das Einfache, Wille, gesteigert zur Kraft, ein Herrwerden über die Verwilderungen und Verflachungen. Das Architektonische ist der Grundzug unserer modernen Anschauung, die uns allmählich wieder zu einem Stil führen soll, der die äußeren Dinge ebenso umgestaltet, wie sie den Geist beeinflußt, so daß die Folge eine Kultur ist, die sich den Vergangenheiten an die Seite stellen kann.

Man kann nun die gleichen Etappen in der Entwicklung der modernen Bühnenkunst nachweisen, und damit erreicht diese ihre Begründung, ihren Kulturzusammenhang. Beginnend mit dem Hinstreben zum Malerischen (wofür Walsers Dekorationen und Kostüme ein Beispiel seien), ging sie über zum Dekorativen (Beispiel Orlik) und endet schließlich im Architektonischen. Diese letzte Etappe stellt sich im Münchener Künstlertheater, soweit es die Idee betrifft, dar. Die Mängel, die hier noch bemerkbar sind, werden aufgezeigt, und das drängt von selbst zu einer Vereinigung der Reinhardtschen Bühne mit den Münchener Bestrebungen, einer Synthese, die nicht so sehr einen Abschluß gibt, als vielmehr die Hoffnung zu neuen, reicheren Möglichkeiten. Das Zwingende, Logische dieser Entwicklung erfüllt mit Zuversicht.

Denn wie sahen nun die ersten Taten in München aus?

Es soll hier nicht so ausführlich auf die einzelnen Aufführungen eingegangen werden. Es soll nur die Tatsache konstatiert werden, daß die Praxis sich der Idee nicht fügte. Selbst wenn man in Betracht zog, daß vielleicht Gewöhnung hinderte, sich gleich restlos in das Neue hineinzufühlen, so blieb doch das bestehen, daß gerade diese Handhabung den Duft einer Dichtung zerstörte, die Ganzes zerpflückte und in seinem Besten den bildhaften Charakter zu sehr betonte, als daß der Rhythmus weiterhin einheitlich weiterströmen konnte. So waren es bezeichnenderweise einzelne Bilder, die haften blieben. Wundervolle, eindringliche Bühnenbilder, die in einem neuen, dekorativen Stil gehalten waren. Es blieb auch das als Eindruck, daß diese Bühne vielleicht sich speziell für eine Gattung von Dramen eignen könnte, die aber erst zu schreiben wären, die eine neue Monumentalität des dramatischen Stils pflegten. Für die alten Werke, die ihren Charakter aus dem Stil der alten Bühne heraus prägten, erschien diese architektonische Reliefart oft als Zwang, und speziell „Faust" wurde im Grunde mißhandelt; gestreckt, gereckt, zerpflückt, bis nur die Stilidee des neuen Theaters noch übrig blieb, das Werk aber war verschwunden. Gerade die Fähigkeit, Ganzes, eine Einheit zu geben, war für diesen neuen Stil damit nicht bewiesen, sondern eher das Gegenteil.

Zudem, man ist solchen Hals-über-Kopf-Reformen gegenüber leicht mißtrauisch. Das Historische hat auch seine Berechtigung; gerade in diesem Zusammenhange, der das Neue betont, kann das gesagt werden. Es entspricht dem Hindrängen der Zeit, zu dem, was historische Form gewonnen hat. Die Bühne, wie sie ist, hat vielleicht gerade so, wie sie ist, ihren Stil, der wohl im Einzelnen gebessert werden könnte, aber das System ist durch die Jahrhunderte festgelegt; sodaß es eher gilt, wie es Brahm im Lessing-Theater in Berlin, Reinhardt in den Kammerspielen und im Deutschen Theater in Berlin taten, im einzelnen zu reformieren und vor allem das Augenmerk auf das Werk, auf die Schauspieler, auf die Darstellung zu richten. Man soll diese neuen Ideen nicht abweisen. Das Wertvolle wird übernommen und von berufenen Kräften weiter gebildet werden.

Es melden sich hier schon Bedenken, die nicht verschwiegen werden dürfen. Man vergißt leicht das Wesentliche: daß nämlich Stück und Darsteller die großen Hauptsachen sind und bleiben. Während die Szenerie und die Art, wie sie gestaltet wird, doch nur den Rahmen geben. Selbstverständlich ist es schön, wenn auch diese Nebensachen bedacht werden: aber sie rücken ein wenig zu sehr in den Vordergrund, sodaß sie gerade das Gegenteil von dem erreichen, was sie anstreben: sie lenken ab, sie stören.

Namentlich das alleinseligmachende Prinzip des Münchener Künstler-Theaters weist diese Momente, die ebenso interessieren, wie abstoßen, auf. Statt ein Prokrustesbett zu schaffen, in das alles hineingezwängt und ausgereckt werden soll, scheint es der praktischen Entwicklung, die auf Differenzierung ebenso wie auf Großformigkeit ausgeht, mehr zu entsprechen, wenn wir die einzelnen Gebiete spezialisieren, für das große Drama seinen Stil, für die Komödie ihren Stil, für das Salonstück seinen Stil, usw. auszubilden.

Wenn in Bayreuth im „Parsifal“ die Blumenmädchen noch so geschmacklos in ihrem Klatschblumenkostüm paradieren, man vergißt sie. Das bedeutende Stück, der geistreiche Schauspieler wirken im schlichtesten Rahmen und machen ihn vergessen. Während die raffinierteste Inszenierung über den Mangel schauspielerischen Könnens (und gerade das schauspielerische Material war in München nicht ersten Ranges und bedrohte sehr die Reformierung), über die Minderwertigkeit des Stückes nicht hinwegtäuschen kann.

Es ist ein Mißbrauch, wenn das Architektonische das Geistige erdrücken soll. Aber es ist eine selbstverständliche Begleiterscheinung des Zukunftsvollen, daß es über das Ziel zumeist hinausschießt. Den Ausgleich schafft die Zeit. Man muß zwei Schritt vorausgegangen sein, um, wenn dann der unausbleibliche Rückschlag kommt, der einen Schritt wieder zurückwirft, doch noch einen Schritt gewonnen zu haben.

Mit dieser Entwicklung ist ein Kreis geschlossen. Denn nun kann es sich nur noch um ein weiteres Verfolgen der genannten Ziele handeln. In der Hauptsache um eine Vereinigung der in Berlin und München gepflegten Bestrebungen, die nebeneinander herliefen, die sich nun treffen.

In der Tat: es war ein merkwürdig sicherer Instinkt, der dazu antrieb, Reinhardt nach München zu rufen.

Indem Reinhardt die Tendenzen des Münchener Künstler-Theaters übernimmt und weiter ausbilden will, indem solchermaßen Praxis und Idee zusammenkommen, Kunst und Theatertechnik sich einen und ein neues, geschultes und differenziertes Schauspielermaterial sich anfügt, sehen wir deutlich, wie das Vielfältige, dem wir auf verschiedenen Wegen begegneten, sich zusammenzufügen beginnt. Das ist ein Anzeichen dafür, daß eine neue Etappe einsetzt.

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

8.

Sir Charles veranlaßte mich, ein wenig mit ihm durch den Park zu gehen. Auf einem baumfreien Plateau sahen wir einen Maler bei der Staffelei sitzen. Er nahm die Aussicht in das catalonische Hügelland auf. —

„Sie werden hier noch einen alten Bekannten finden“, sagte Sir Charles.

Der Maler hatte uns kommen hören, ging auf uns zu und streckte mir lachend beide Hände entgegen.

„Mich erkennen's wohl gar nimmer?" fragte er mich in unverkennbar österreichischer Mundart. Ich erkannte den Wiener Landschaftsmaler und Hauptmann a. D. Franz Göhringer. Er hatte einen prachtvollen, rotblonden Vollbart, einen bernsteinfarbigen Teint, milde, braune Augen und eine Art natürlicher Eleganz, die seine ein wenig gesuchte, zu sehr den Künstler markierende Kleidung angenehm milderte. Ich will damit nicht sagen, daß er schlecht gewaschen war, im Gegenteil, er wirkte sogar soigniert, aber er trug mehrere Ringe mit farbigen Steinen, eine zu sehr flatternde schwarze Seidenkrawatte und eine zu weit ausgeschnittene Weste über einem freilich einwandfreien Hemd.

Ich habe ihn in Skutari, der Hauptstadt Albaniens, kennen gelernt. Auf einem miserabeln, kleinen Dampfer fuhren wir die Adria hinauf nach Ragusa. Beim Austritt in die See lief das Schiff auf. Wir rechneten mit der Möglichkeit, einige Tage festliegen zu müssen, Das Bewußtsein, daß uns ein plötzlicher Wetterwechsel lebensgefährlich werden konnte, verschärfte die Situation. Zwei ausgesandte Boote warfen indessen in einiger Entfernung Anker aus, und es gelang in wenigen Stunden die Ankerketten aufzurollen und das Schiff flottzumachen. Diese plötzliche Wendung der Lage brachte unter der Mannschaft und den Passagieren eine solche Fröhlichkeit hervor, daß Göhringer und ich nach dem Essen einige Fiaschi Wein spendierten. Es entstand ein kleines Gelage auf Deck. Man trank und sang. Göhringer nahm die Gitarre des italienischen Maschinisten und trug Lieder in allen Sprachen vor, serbische und ungarische Volksweisen, italienische Tarantellen und Wiener „Gstanzeln".

Die Kabinen waren so dumpf und schmutzig, daß wir vorzogen, während der unruhigen Scirocconacht auf dem Verdeck in den Heubündeln zu schlafen, welche die Ladung bildeten. Göhringer war damals noch K. K. österreichischer Hauptmann und hatte sich gerade im Nationalkostüm in das dem Fremden verschlossene Albanien geschlichen — ich weiß nicht, wieweit aus militärischen Gründen oder aus privater Abenteuerlust. Jedenfalls war diese Eigenschaft mit im Spiel. Er gestand mir, während wir in Ragusa einige Tage ausruhten, daß ihn sein Beruf unbefriedigt lasse und er eigentlich nur seine alljährliche Urlaubsreise als „Leben" betrachte. Als Generalstabsoffizier wußte er ihr meist einen halb beruflichen Charakter zu verleihen und sie auf Monate auszudehnen; aber es befriedigte ihn nicht, die Länder als Kartograph oder Stratege anzuschauen, so willkommen ihm dieser Vorwand zum Reisen auch war. Ihn reizte die künstlerische Betrachtung der Gegenden und Völker. Er erzählte sehr bereitwillig und außerordentlich anschaulich von seinen Eindrücken und schien sich zu freuen, in mir einen interessierten Zuhörer zu finden. Es war ihm eine besondere Art eigen, mit den verschiedensten Menschen auszukommen. „Die Leute sind wie Kinder", sagte er, „man muß mit ihnen Spaß machen, sie zum Lachen bringen". Das war ihm in Paris, kurz nach dem Kriege, wo man ihn seines deutschen Akzents wegen für einen „Prussien" hielt, ebenso gut gelungen, wie mit den fanatischen Marokkanern. Gefährliche

Emil Pottner

Farbige Fayence

Gestalten auf der Landstraße — er liebte einsame Fußwanderungen — boten ihm die Flasche an, in den Verbrecherhöhlen der Großstädte, wo er Studien gemacht hatte, erklärten sich Leute bereit, für ihn zu morden, falls er Feinde hätte. Er zeigte mir sein Skizzenbuch, das voll war von geschickten Aufnahmen sogenannter „malerischer" Gruppen und Szenerien. Er war ein ausgezeichneter Gesellschafter. So wie er auf dem Schiff die Leute mit seiner Lustigkeit hingerissen hatte, so bezauberte er im Hotel die Damen dadurch, daß er aus der Hand zu lesen wußte, ausgezeichnet walzte und Gesellschaftsspiele zu arrangieren verstand. Dabei machte er eigentlich keiner Dame einzeln den Hof, sondern schien von allen gleich entzückt. Auch zwei ganz unscheinbare Schwestern mit Vogelgesichtern beachtete er und pries sie mir als sehr wohlerzogene, vernünftige Mädel. Im Seebad erstaunte er dadurch, daß sein Körper durch viele Sonnenbäder fast bronzebraun geworden war, was im Kontrast zu seinem rotblonden Bart sehr sonderbar wirkte.

Einige Jahre später besuchte ich ihn in Wien. Er hatte seinen Abschied genommen und war Maler geworden, aber wie bei seiner Vielseitigkeit zu erwarten war, erschien er mir mehr ein starkes künstlerisches Temperament, als ein produktiver Künstler zu sein. Was er war, gab er durch seine Gegenwart, seine Werke enttäuschten mich durch konventionelle, fast akademische Hausbackenheit. Seitdem waren wieder einige Jahre vergangen.

„Ja, wie ist's Ihnen denn inzwischen ergangen?" fragte er mich. Ich war froh, daß er mich selbst der Antwort enthob, indem er mit der Erzählung seiner Schicksale hervorsprudelte. Er war inzwischen Professor geworden. „Stellen 'S sich vor, ich a Professor!" Er hatte aber das seßhafte Dasein nicht ausgehalten und sich bald wieder auf die Wanderung begeben. Wo es ihm gefiel, blieb er, malte oder faulenzte, oder tat sich mit den Mädchen herum — ein Unverwüstlicher. Merkwürdigerweise fehlte es ihm nirgends an Feinden, aber er „pfiff" darauf. „A kleines Malheur" war ihm aber doch dabei passiert. Seine Berühmtheit und die Leichtigkeit, mit der er Geld verdiente, hatte manche töchterreiche Mutter auf ihn aufmerksam gemacht, und er mochte wohl unbekümmert manche falsche Hoffnung genährt haben — kurz, einmal geriet er in ein Netz. Zu spät erkannte er, daß man es darauf abgesehen hatte, ihn zu einem braven Bürgersmann zu machen, der für die Salons der Finanzkreise teure Porträts und Landschaften herstellen sollte. Schon interessierte sich — dank den Machenschaften seiner Schwiegermutter — ein Erzherzog für ihn. Das war ihm aber „zu fad" gewesen, sein Leben ließ er sich nicht „verschandeln". Das „arme, dumme Frauerl" tat ihm wohl leid, aber warum hatte sie sich so von der Alten mißbrauchen lassen — und eines Tages ging er auf und davon. Die paar Batzen, die sie brauchen, schickt er ihnen pünktlich, aber nur nichts mehr hören und sehen von der Gesellschaft.

Auch diesem Manne gegenüber habe ich, gerade weil er verwandte Saiten in mir berührte, meine von ihm so verschiedene Zerrissenheit besonders stark gefühlt, und oft war mir, als ob seine Nähe sie heilte

oder wenigstens erträglich machte. Ich habe manche ihm ähnlichen Leute getroffen. An vielen sonnigen Nachmittagen war meine Seele klar und sorglos, wie die ihre, ja es gab ganze sonnige Perioden, wo ich das Leben wie einen durchfunkelten Bergkristall hell und einfach vor mir liegen sah; aber dann kamen kalte, wolkige Wochen, gegen deren Traurigkeit kein Licht, keine Flamme schützte, wo alles mißlang und es nur geduldiges Abwarten gab. Suchte ich zur Zerstreuung Geselligkeit, so machte ich mir Feinde, wollte ich arbeiten, so brachte ich Unsinn hervor — es mag vielleicht schon an Wahnsinn zu grenzen scheinen, wenn ich sage: nahm ich mir an einem besonders trübseligen Tag ein Theaterbillett, so wurde die Vorstellung abgesagt. Immerhin kann ich versichern, daß mir das gerade an solchen Tagen oft passiert ist, wo ich nicht mit mir allein sein wollte.

Viel Aehnlichkeit mit Göhringer besaß mein Freund Frank Endres. Er ging und kam, schlief und aß und hatte eine wahre Freude an den Unvollkommenheiten des Lebens, die er rührend oder drollig fand. Manchmal setzte er sich in einem Caféhaus hin und schrieb ein gutes Gedicht oder eine hübsche Erzählung nach den Augenblicksaufzeichnungen seines Notizbuchs. Ich beneidete ihn, wenn er in seiner Lieblingsstellung — mit übergeschlagenen Beinen auf einem Kissen saß, als sauge er aus dem honiggelben Tabak einer kurzen Pfeife einen leisen beruhigenden Rausch, der ihm alles vergoldete.

„Sie verstehen nicht zu leben", sagte er zu mir, wenn er mich aus zäher Arbeit in gewollten Genuß umschlagen sah, ohne daß mich das eine oder das andere befriedigte. Und doch war auch in mir etwas von jenen kindisch glücklichen Menschen. Konnte nicht ein einziger Sonnenstrahl an einem Wintermorgen allen meinen Kümmernissen schnell ein Ende machen? War ich nicht im Grund in meinen Wünschen einfach geblieben? Was war mir das Köstlichste im Leben gewesen? Ein Morgengang über einen bunten Markt, ein unverhofftes leuchtendes Gespräch mit einem Reisegefährten auf dem Deck eines Schiffes, der Gang mit einer Geliebten längs des abendlichen Meers, ein kluger Satz in einem Buch, der drollige Ausruf eines hübschen Kindes und vielleicht noch einige flüchtige Augenblicke, in denen uns Frauen aus Zärtlichkeit wirklich verstehen wollen, solange sie noch nicht gewiß sind, ob wir sie lieben. O, ich habe das Leben gespürt, wo es am süßesten ist — aber — gerade darum — ich weiß nicht, was ich hinter dieses „aber" setzen soll, ich möchte gegen den Sprachgebrauch damit den Satz schließen.

„Wissen Sie übrigens, wer hier ist?" rief plötzlich Göhringer und lächelte zu Sir Charles hinüber, der ihm ein stummes Zeichen machte. „Sie wissen nix — gar nix?" fragte er mich wieder und freute sich wie ein Kind. „Na, da spazieren's einmal geraden Wegs da hinein, lieber Freund." Er deutete auf einen kleinen Rokokopavillon, wie sie bisweilen Fürsten des ancien régime in den Parks um ihre Schlösser für ihre Schäferstunden erbaut haben.

„Lassen Sie sich nicht stören und begrüßen Sie ihre Freundin!"

sagte Sir Charles lächelnd, „Göhringer und ich, wir setzen solange unsere Promenade allein fort."

9.

Verwirrt trat ich aus der Hitze in den Pavillon. In dem achteckigen, ganz weiß gehaltenen Raum, dessen Wände Reliefs mit Putten und Fruchtkränzen schmückten, befand sich ein leise rieselnder Springbrunnen. Am Rande saß eine Dame, die, als sie mich kommen sah, eilig ihre Füße aus dem Bassin zog und unter ihrem Kleid verbarg. Sie kauerte am Boden. Als ich einen Augenblick verwundert stehen blieb, winkte sie mich lachend heran, bedeutete mich schweigend, neben ihr auf der Matte Platz zu nehmen und legte ihre Hand auf mein Knie. Mir war, als habe ich diesen Augenblick schon einmal erlebt. Wann war es nur? Ich hatte gerade wieder einmal eine entmutigende Bilanz meines Lebens gezogen — und da kam eine Frauenhand . . . Es war eine in der Anlage der Knochen schlanke, doch im Fleisch fast üppige, schneeweiße Hand, der Unterarm hatte das blendendste Inkarnat, Spitzen verdeckten ihn halb (sehr anständige Spitzen übrigens!). Während diese Hand gleich einer Taube auf der meinen ruhte, flüsterte eine unsagbar weiche und klangvolle Stimme: „Non ti ricordi piu?" Ich sah in ein Paar braune, etwas feuchte Augen, die mich unter der Fülle des Glückes, die sie zu versprechen schienen, zusammenschauern ließen. Meine Nachbarin war eine erblühte, doch nicht zu üppige Frau. Unter einem weißen, duftigen Sommerhut lag ihr schwer gebändigtes kastanienbraunes Haar. Dies und die makellose Haut, an der sich hie und da sanft bläuliche Adern abzeichneten, gab ihrer reifen Leiblichkeit etwas wie den Reiz eines edlen Materials. (Jetzt ließ sie auch ihre vollkommenen Füße wieder ein wenig unter dem Saum des Kleides hervorlugen.) Die klare, glatte Stirn, vor allem aber der Mund bezauberte mich: obgleich ziemlich klein, waren die ausgesprochen korallenroten Lippen kräftig geschwungen; das entzückendste aber schien mir eine kaum merkliche Unregelmäßigkeit: die rechte Seite der Unterlippe war ein wenig mehr geschwollen, als die linke. Wenn sie lächelte, erschienen Grübchen auf den Wangen und eine kleine senkrechte Falte zwischen den Augenbrauen. Auch diese standen in reizendem Kontrast zu dem sonst regelmäßigen Gesicht: obwohl in feiner Linie gezogen, waren sie ein wenig zu dicht, und einzelne, sich gegen die regelmäßige Lage sträubende Härchen schienen in dieser im Grund harmonischen Natur die Fähigkeit zu einer wahrscheinlich entzückenden Wildheit zu verraten. Die Nasenflügel bewegten sich fein und leise über einem rätselhaften Lächeln, das diesem kindlich-weiblichen Antlitz eine zu Zeiten königliche Ueberlegenheit gab. Es schien zu sagen: meine Macht ist so groß und sicher, daß ich keine äußeren Zeichen brauche, sondern ungefährdet ein Kind sein darf. Aus den Formen, die eine dünne Sommerbluse umschloß, konnte ich erkennen, daß die Brust wie auf antiken Statuen ziemlich tief saß und sich leise auf breiter Fläche aus dem Körper bildete, nicht wie zwei Früchte aus ihm hervorstarrte. Wenn alles in dieser Frau von einem inneren sinnlichen

Feuer durchglüht schien, so war es edelste, poetischste Sinnlichkeit, besonders diese zarte und doch voll erblühte Brust gab ihrem Leib jenen Zauber sinnlicher Keuschheit, wie ihn nur die Nacktheit großer Kunstwerke besitzt. Ein Strauß halb entblätterter Rosen lag in ihrem Schoß. Die Finger ihrer Linken schienen sich an den Blüten zu kühlen, während die Rechte mit einem Ring an meiner Hand spielte.

„Erinnerst du dich?" fragte ihre Stimme, in der die ganze Süßigkeit des Daseins lag. O, ich erinnerte mich an alles, an alles was das Leben lebenswert machen kann. War sie wirklich Marie-Luise, dieses große fünfzehnjährige Mädchen, das mich, als ich dreizehn war, bei unseren Kinderspielen plötzlich auf den Schoß genommen, halb tot geküßt und dann wie wahnsinnig in rätselhaftem Taumel und unklarer Sehnsucht stehen gelassen hatte? Nein, es war die Sängerin Aline Vidal, die ich am letzten Abend meiner Pariser Jugendjahre in einem Montmatrekabarett als Anfängerin auftreten sah, ebenso entzückend schüchtern als Künstlerin, wie entzückend sicher als Weib. Ein Freund von mir und ich führten sie zum Souper, aber unser stillschweigendes Einverständnis betrachtete sie mehr als meine Dame. Ich hatte gerade eine lange, selbstquälerische Periode hinter mir. Ich war zu dem Entschluß gekommen, nach Deutschland zurückzukehren, und obwohl mir jetzt eine Stimme sagte: „packe deine Koffer wieder aus", hielt mich eine andere zähe Macht bei meinem hölzernen Entschluß zu reisen fest. Wenn ich Aline Vidal entzückt anblickte, rief mir gleichzeitig etwas höhnisch zu: „Wie oft warst du schon entzückt, erspare dir doch die neue Enttäuschung, wer weiß, ob sie dich mag oder ganz banal jemanden sucht, der sie aushalten soll. Sei philosophisch und verzichte im voraus, gehe nun, wie du geplant hast, nach Deutschland zurück, du wirst sehen, es ist besser für dich. Vielleicht findest du dort ein viel größeres Glück, deinem Schicksal vermagst du nicht zu entgehen." Diesen verleumderischen, lebenzerstörenden Stimmen folgte ich, wie so oft, auch damals. (Seit der Begegnung mit dem Priester weiß ich, welche teuflische Macht sie in mir erweckte.) Gegen Morgen brachten wir Mlle. Vidal nach Haus. Das bläuliche Frühlicht von Paris lag über dem Vorgärtchen ihres am Hügelabhang klebenden Montmatrehäuschens, als ich meinen Freund zum Fortgang des Abenteuers Glück wünschte.

Aber beispielloses Wunder! Als wolle es das Schicksal noch einmal mit mir versuchen: Aline kam wieder. War es nicht dasselbe blühende, selbstsichere Wesen ohne Falsch, als ich einige Jahre später Giuseppina Cortis liebte? In einem kleinen Kahn legte ich vor ihrem Landhaus am See an; die italienische Mittagsglut flimmerte über den weißen Häusern und den grellblühenden Terrassengärten; alles schlief, ich war sicherer, unbemerkt zu bleiben, als bei Nacht. Giuseppinas dünne vierzehnjährige Schwester Vincente schlich schon aus dem Haus und winkte mir. Ich folgte ihr in einen leeren Pavillon. In dem dämmerigen, achteckigen Raum, wo alle Fensterläden herabgelassen waren, verbrachte ich nun drei Tage. Unten im Garten sah ich Giuseppinas Mann und ihre Mutter zwischen den Beeten auf- und abgehen. Sobald

sie konnte, flog Giuseppina auf eine halbe Stunde zu mir herauf; die kleine verschwiegene Vincente, die wie ein kluger Vogel war, brachte mir heimlich Essen. Nachts schlief ich auf einer Matratze, die in einer wackligen, eisernen Bettstelle lag. Man hätte mir nicht unbemerkt Wäsche heraufbringen können. Einmal kam auch die weißhaarige, etwas korpulente Mutter, die noch Spuren von einstiger Schönheit zeigte. Sie trug ein feierliches, schwarzes Seidenkleid mit etwas lila Samt am Halse. „Mein Gott, was haben Sie aus meiner Tochter gemacht, lieber Herr?" „Es ist ein wahrer Roman", urteilte die kleine Vincente. Aber die alte Dame liebte ihren Schwiegersohn nicht und ihre Augen sahen aus, als könne sie sich selbst noch ziemlich gut erinnern, wie die Liebe ist. Das machte diese freundliche Greisin nachsichtig.

Im Hochsommer, als Giuseppina, um von einer leichten Melancholie Heilung zu finden, aufs Land zu halbbäuerlichen Verwandten geschickt wurde, ließ ich mich in dem nächsten Städtchen nieder. Dort konnte sie jeden zweiten Tag mit der Bahn hinkommen. Einmal erschien sie schon am nächsten Tag wieder, und ich entdeckte, daß mir das lästig war. Von jetzt ab begann sie mich manchmal zu langweilen und ich quälte sie. Sie wollte nur lieben, lieben und im Zimmer dicht bei mir hocken (es war in der heißesten Zeit des Jahres), ich aber zog vor, wenn die Abendkühle durch die Läden drang, unsere Siesta zu beendigen und hinauszueilen an den See oder in die Berge. Als Giuseppina nach langem Zögern, ohne mich zu verstehen, manchmal mitkam, merkte ich, daß ich auch so nicht zufrieden war. Nun wäre ich am liebsten ein wenig allein gewesen. Ich fand, wir sahen uns zuviel. Die Liebe konnte mich nicht ganz ausfüllen; ein paar Stunden wohl, dann Einsamkeit oder Arbeit. So habe ich es stets gern gehalten. Aber das einem südlichen, sonnigen Wesen, das nicht viel nachdenkt, das einer Giuseppina Cortis begreiflich machen, die nur lieben und von Liebe sprechen will! „Du liebst mich nicht mehr, du liebst eine andere" hieß es täglich. Jeder Brief, den ich erhielt, erregte ihre Eifersucht. Sie raste, weil sie die Sprache meiner Korrespondenz nicht verstand. Dann kamen leidenschaftliche oder rührende Versöhnungen und mitten in Umarmungen wieder Eifersuchtsanfälle, ich sei heute kälter gewesen, als sonst, was das bedeute? Ich muß gestehen, daß dies alles meine Liebe nicht verstärkte, im Gegenteil sie immer mehr schwächte; meine Bewunderung konnte ich indessen diesem rückhaltlos einem Gefühl hingegebenen Wesen nicht versagen, und ich hätte aufrichtig gewünscht, daß diese Liebe sich auf eine andere Person richtete, die fähig gewesen wäre, sie mit gleicher Stärke zu erwidern und ganz darin aufzugehen. War es meine Schuld, daß ich es nicht konnte! Ich behandelte sie mit Rücksicht, Achtung, vielleicht brach auch manchmal mein Mitleid durch. Glücklicherweise besaß Giuseppina Stolz und der diktierte ihr die rechte Handlungsweise. Eines Tages war sie verschwunden. Ich erhielt einige kurze Abschiedsworte, aber sie gab mir keine Adresse, wohin ich ihr heimlich hätte schreiben können. Schon nach vier Wochen fühlte ich eine

heftige Sehnsucht nach ihr, obwohl ich genau wußte, daß ein Wiedersehen, wenn es nicht ganz flüchtig wäre, zu demselben Ende hätte führen müssen; sie aber zu gelegentlichem, kurzem Zusammentreffen zu überreden — wie ich später einmal versuchte — das war unmöglich. Es sind nicht die schlechtesten Frauen, die dazu fähig sind und verstehen, wie die Trennung eine Liebe immer wieder neu machen kann, aber Giuseppina war dazu zu einfach und ungebrochen. Ihre Liebe und der egoistische Stolz dieser Liebe wollten Alles oder Nichts.

„Ti ricordi?“ O, wie ich mich erinnerte! Wie war ich bereit, alles mit ihr zu wiederholen, alles Glück und alle Enttäuschung. Und sie schwatzte wieder mit ihrer süßen, italienischen Kindlichkeit, als wären zwischen uns niemals Mißverständnisse gewesen. Manchmal war mir, als hörte ich in der Ecke des Pavillons des Professors hämisches Lachen, aber er konnte mir jetzt nichts anhaben. Immer wenn ich eine Geliebte hatte, die mir ohne ein irgendwie verpflichtendes Band angehörte, fühlte ich mich sicher vor ihm. Ich konnte ein leises ironisches Lächeln über mich selbst nicht unterdrücken, weil ich nun wieder ganz in Bann Giuseppinas lag.

„Warum lächelst du, Geliebter?“ fragte mich meine Nachbarin.

„Ich denke an die Vergangenheit“, erwiderte ich.

„Und nicht an die Zukunft?“

„Ich will nicht mehr an die Zukunft denken.“

„Kindskopf.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespräch Christi über Ehe und Ehescheidung.

Von

Hans Benzmann.

Ein Pharisäer spricht ihn einmal an:
„Herr, sage uns, ist's recht, daß sich ein Mann
von seinem ehelichen Weibe scheide?“
Spricht er zu ihm: „Fragst du mich, daß sie beide
um ihrer Liebe willen ließen Haus
und Heimat, Ehre, Gut und Geld, —
so sag ich dir: Gott selbst hat sie gesellt!
Und was so eins in Leib und Seel' gewesen,
das soll sich selbst nicht von einander lösen!
Denn welche Liebe, welche Leidenschaft
kann sich vergleichen dieser ersten Kraft?
Ich sage euch: aus Asche wird sie brennen!
Was Gott gefügt, das soll der Mensch nicht trennen!“
Da rufen sie: „Wie, gab uns Moses nicht
den Scheidebrief? Was ist nun Recht und Pflicht?“

Entgegnet Jesus: „Er hat euch erkannt!
Euch ist die Ehe weder Bund noch Band!
Bevor ihr euer Scheidewort gesprochen,
habt ihr die Ehe tausendmal gebrochen!“
Da schwiegen sie und blickten hin und her — —
Wirft einer ein: „Doch mag sich mancher finden —
er braucht kein schlechter Mann zu sein, — dem schwer
sich die lebendigen Gedanken binden
für Zeit, für Ewigkeit und — Augenblick ...
Wen träfe nicht dies plötzliche Geschick?
Wer ist ganz frei, wer hat so steten Willen,
um Durst in Durst und nur in Durst zu stillen? ...“
Sieht Jesus ihm tief in das Herz hinein:
„Gilt es dir mehr, Gott gleich zu sein?
Willst du dich selbst, o Mensch, entbehren?
Sei Mensch! Mag Unbewußtes dich beschweren,
du wirst dich selber unbewußt auch ehren! ...“
„Wie,“ fragt ein anderer, „aber ist's mit denen,
die niemals sich nach Weib und Ehe sehnen?“
Spricht Jesus tiefbewegt: „Weißt du, was Liebe ist?
Meinst du, daß sie sich ganz in dem ermißt,
was ihr euch denkt? Ist sie in einem gleich? ...
Sie ist ein unbegrenztes blindes Reich! ...
Zwar manchen gibt's, der ohne sie geboren —
doch manchen auch, der sie hat abgeschworen
um euretwillen, um der — Liebe willen — —
wollt ihr nicht soviel heiße Liebe stillen ...?“

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung und Schluß.)

Hotchkiß (kommt leise aus dem Arbeitszimmer herein. Er schlüpft hinter Frau George, ergreift ihre Hand von ihrem Schoß und küßt sie über ihrer Schulter).

Frau George (erwachend): Was war das? Wer hat mir die Hand geküßt? (Zum Bischof, eifrig) waren Sie's? (Er schüttelt den Kopf. Sie ist gedemütigt): Verzeihen Sie.

Der Bischof: Keineswegs. Ich weise diese Ehre nicht zurück. Erlauben Sie (er küßt ihre Hand.)

Hotchkiß: Ich war es, Polly, Ihr stets getreuer.

Frau George (wendet sich um und sieht ihn an): Lassen Sie

mich Sie noch einmal dabei ertappen: das ist alles. Wie kommen Sie hierher? Ich habe Sie doch fortgeschickt. (Mit großer Energie wieder ganz sie selbst werdend.) Was um Gottes willen ist passiert?

Hotchkiß: So weit ich es begreifen kann, hatten Sie eine sehr reizende und beredsame Art Paroxysmus.

Frau George (entzückt): Was! Mein zweites Gesicht! (Zum Bischof) Oh, wie habe ich gebetet, daß es zu mir kommen möge, sobald ich Ihnen jemals begegnete! Und nun ist es dagewesen. Wie wunderbar! Ihr dürft mir jedes Wort glauben, das ich sagte: ich kann mich nicht erinnern; aber es war etwas, das brannte, einmal ausgesprochen zu werden; da ergriff es eben Besitz von mir und sagte sein eigenes Wesen aus. So ist es zugegangen, seht.

Edith und Cecil Sykes kommen durch den Turm herein. Sie hat ihren Hut auf, Leo folgt. Sie sind augenscheinlich zusammen ausgewesen. Sykes, mit einem unnatürlichen Wesen, halb verrückt, halb liederlich, als wenn er seine ganze Selbstachtung verloren hätte und entschlossen wäre, sich nicht seiner Verfassung berauben zu lassen, wirft sich in einen Stuhl am Ende des Tisches, in der Nähe des Herdes und vergräbt die Hände in den Taschen, wie Hogarths Müßiggänger, ohne zu warten, bis sich Edith setzt. Sie sitzt im Gitterstuhl. Leo nimmt den Stuhl, der dem Turm zunächst an der Längsseite des Tisches steht und sitzt brütend, mit geschlossenen Lippen da.

Der Bischof: Bist du ausgewesen, mein Kind?

Edith: Ja.

Der Bischof: Mit Cecil?

Edith: Ja.

Der Bischof: Seid ihr zu einer Verständigung gelangt?

Keine Antwort. Ratloses Schweigen.

Sykes: Du erzählst es Ihnen am besten, Edie.

Edith: Erzähl's ihnen selbst.

Der General kommt durch den Garten herein.

Der General (kommt nach vorwärts an den Tisch): Wer von euch kann mir mit etwas Tabak aufwarten? Ich habe meinen aufgeraucht; und meine Nerven sind noch lange nicht beruhigt.

Der Bischof: Warte einen Augenblick, Boxer, Cecil hat uns etwas Wichtiges zu sagen.

Sykes: Wir haben's getan. Das ist alles.

Hotchkiß: Was getan, Cecil?

Sykes: Na, was glaubt ihr?

Edith: Wir haben uns natürlich verheiratet!

Sykes (dreht den Kopf nach dem Turm): Dieser Herr hat es getan. (Er bemerkt, daß sie ihn nicht verstehen, sieht sich um und erkennt, daß da niemand ist): Oh! ich dachte, er sei mitgekommen. Er ist wohl runtergegangen. Der Magistratsdiener.

Der General: Der Magistratsdiener! Wofür zum Teufel hat er das getan?

Emil Pottner

Farbige Fayence

Emil Pottner

Farbige Fayence

Sykes: Oh, ich weiß nicht; ich habe mit ihm nicht drum gehandelt. (Zu Frau George): Wieviel soll ich ihm geben, Frau Collins?

Frau George: Fünf Schilling. (Zum Bischof): Ich möchte einen Augenblick ausruhen — da — in Ihrem Arbeitszimmer. Ich sah es hier — (sie berührt ihre Stirn.).

Der Bischof (ihr die Tür des Arbeitszimmers öffnend): Mit Vergnügen. Entfernen Sie meinen Bruder, wenn er Sie stört. Soames, bringen Sie die Briefe hierher.

Sykes: Er wird doch nicht beleidigt sein, wenn ich ihm fünf Schilling anbiete, wie?

Frau George: O nein! Er berührt mit seinem Amtsstab Kinder, um sie von der Ringelflechte zu heilen und bekommt dafür vier Pence pro Stück. Sie geht in das Arbeitszimmer. Soames folgt ihr.

Der General: Nun, Edith, ich bin etwas enttäuscht, das muß ich sagen. Immerhin bin ich froh, daß es wenigstens jemand in einer öffentlichen Uniform getan hat.

Frau Bridgenorth und Lesbia kommen durch den Turm herein. Frau Bridgenorth geht zum Bischof. Er geht zu ihr, und sie begegnen einander in der Nähe der Eichenkiste. Lesbia kommt zwischen Sykes und Edith.

Der Bischof: Alice, denk nur, liebes Kind, sie sind verheiratet.

Frau Bridgenorth (sanft): Oh, wie schön, das ist recht. Erzähl es, Collins.

Soames kommt aus dem Arbeitszimmer mit seinen Schreibmaterialien. Er setzt sich an das Ende des Tisches und fährt mit seiner Arbeit fort. Hotchkiß setzt sich in den nächsten Stuhl um die Ecke und kehrt ihm den Rücken zu.

Lesbia: Ihr habt wohl beide nachgegeben?

Edith: Durchaus nicht. Wir haben Vorkehrungen für alle möglichen Fälle getroffen.

Soames: Wie?

Edith: Ehe wir in die Kirche gingen, gingen wir ins Bureau der Versicherungsgesellschaft — wie heißt sie doch noch, Cecil?

Sykes: Die britische Familien-Versicherungs-Gesellschaft. Sie versichert gegen arme Verwandte und gegen alle Arten von unvorhergesehenen Familienzufällen.

Edith: Sie hat sich bereit erklärt, Cecil gegen Verleumdungsklagen zu versichern, die meinetwegen gegen ihn erhoben werden könnten. Sie stellt uns ganz besonders günstige Bedingungen, weil ich die Tochter eines Bischofs bin.

Sykes: Und ich habe Edith mein feierliches Wort gegeben, sie für den Fall, daß ich jemals ein Verbrechen beginge, zuvor in Gegenwart von Zeugen niederzuschlagen und mit einer anderen Dame nach Brighton zu gehen.

Lesbia: Das nennt Ihr Vorkehrungen für alle möglichen Fälle treffen!

(Sie geht an die Mitte des Tisches an die Gartenseite und setzt sich.)

Er soll sich zuerst überzeugen, daß dort keine Würmer sind, wo er dich niederschlagen wird, Edith. Wo ist Rejjy?

Reginald (kommt aus dem Arbeitszimmer): Hier. Was gibt's?

Leo (springt auf und fährt hastig auf ihn zu): Was es gibt! Du hast gut fragen. Während Edie und Cecil im Versicherungsbureau waren, nahm ich einen Taxameter und fuhr in deine Wohnung; da fand ich eine schöne Wirtschaft vor. Dein Zeug ist in erbarmungswürdigem Zustand. Deine Leberkompresse war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Man kann dich ebenso gut dir selbst überlassen wie ein einjähriges Kind.

Reginald: Oh, ich kann mich um solche Dinge nicht kümmern. Ich bin ganz in Ordnung.

Leo: Das bist du nicht: du machst mir Schande. Du bedenkst niemals, daß du mir Schande machst: du denkst nur an dich selbst. Du mußt mit mir nach Hause kommen, wo ich alles nachsehen will; mein Gewissen gestattet mir nicht, dich wie ein Schwein leben zu lassen. (Sie bringt seine Krawatte in Ordnung.) Du mußt bei mir bleiben, bis ich St. John heirate, und dann werden wir dich adoptieren oder so etwas.

Reginald (reißt sich von ihr los und poltert fort, an Hotchkiß vorbei gegen den Kamin zu): Nein, verdammt will ich sein, wenn ich mich von St. John adoptieren lasse. Du kannst ihn adoptieren, wenn du willst.

Hotchkiß (sich erhebend): Ich halte diesen Vorschlag wirklich für den besseren, Leo. Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, ich bin nicht der Mann, für den Sie mich halten. Ihr Einwand gegen Rejjy war sein niedriger Geschmack.

Reginald (sich umwendend): Wirklich?

Leo: Liederliche Angewohnheiten hab' ich gesagt. Ich habe nie gedacht, daß er einen niedrigen Geschmack habe, ehe ich — dieses Weib bei Gericht sah. Wie er ein solches Geschöpf wählen und dem Frauenzimmer erlauben konnte, ihm später noch zu schreiben.

Reginald: Ist das fair? Ich habe niemals —

Hotchkiß: Selbstverständlich haben Sie das nie getan, Rejjy. Nicht dumm sein, Leo. Ich bin's der in Wirklichkeit einen niedrigen Geschmack hat.

Leo: Sie!

Hotchkiß: Ich habe mich in die Frau eines Kohlenhändlers verliebt. Ich bete sie an. Ich zöge einen ihrer Schuhriemen einer Locke Ihres Haares vor. (Er kreuzt die Arme und steht wie ein Felsen da.)

Reginald: Sie verdammter Schuft, wie können Sie es wagen, meine Frau in meiner Gegenwart auf solche Weise vor den Kopf zu stoßen!

Er scheint auf dem Sprung, sich auf Hotchkiß zu stürzen, als Leo zwischen sie tritt und Rejjy nach der Tür des Arbeitszimmers zieht.

Leo: Nimm keine Notiz von ihm, Rejjy. Geh und laß die alte

häßliche Ehescheidung sofort annullieren. Sage Sir Gorell Barnes, daß ich meinen Sinn geändert habe. (zu Hotchkiß) Ich hätte wissen können, daß Sie zu klug sind, um wirklich ein Gentleman zu sein. Sie zieht Rejjy fort zur Eichenkiste und setzt ihn dort nieder, Rejjy kichert ein wenig. Hotchkiß nimmt nachdenklich seinen Sitz wieder ein.

Der Bischof: Alle Probleme scheinen sich von selbst zu lösen.

Lesbia: Ausgenommen meines.

Der General: Aber Sie sehen doch, meine liebe Lesbia, was heute hier geschehen ist. (Kommt ein wenig näher und neigt ihr sein Gesicht zu.) Nun frage ich Sie, zeigt das nicht klar und deutlich, was es für ein Wahnsinn ist, nicht zu heiraten?

Lesbia: Nein. Das kann ich nicht sagen. Oh, (sich erhebend): Sie haben wieder geraucht.

Der General: Sie treiben mich dazu, Lesbia. Ich kann mir nicht anders helfen.

Lesbia (steht hinter ihrem Stuhl, mit den Händen an der Lehne und blickt sich strahlend um): Na, ich will Sie heute nicht schelten. Ich bin jetzt gerade in besonders guter Laune.

Der General: Darf ich fragen warum, Lesbia?

Lesbia (tief Atem schöpfend): Wenn ich denke, daß ich nach allen Gefahren des heutigen Tages noch unverheiratet bin! noch unabhängig! noch Herrin meiner selbst! noch ein glorreiches, starkgeistiges, altes Mädchen von Old England!

(Soames springt schweigsam auf und muß sich sehr ausrecken, um ihr über den Tisch hinüber die Hand zu drücken.)

Der General (sich erhebend): Macht es Sie wirklich glücklich, Herrin Ihrer selbst zu sein? Wäre es nicht großmütiger — wären Sie nicht glücklicher als Maitresse eines andern —

Lesbia: Boxer!

Der General (entsetzt): Nein, nein, liebe Lesbia, glauben Sie ja nicht, daß ich das Wort in seinem unreinen Sinn gebraucht habe. Ich bin manchmal unglücklich in der Wahl meiner Ausdrücke; aber Sie wissen, was ich meine. Ich bin überzeugt, daß Sie als meine Frau glücklicher wären.

Lesbia: Das mag ja sein in einem gewissen unordentlichen Sinn. Aber ich ziehe meine Würde und meine Unabhängigkeit vor. Es tut mir leid, aber ich halte diese Jagd nach Glück für ziemlich gemein.

Der General: Oh sehr gut, Lesbia. Ich werde Sie nicht wieder fragen. (Er setzt sich hochmütig nieder.)

Lesbia: Das werden Sie doch, Boxer; aber es wird keinen Zweck haben. (Sie setzt sich wieder und legt ihre Hand beinahe zärtlich auf die seine.) Eines Tages hoffe ich Sie mir zum Freund zu machen, und dann werden wir uns sehr gut vertragen.

Der General (wieder aufspringend): Ha! Ich glaube, Sie sind

hart, Lesbia. Ich mach' mich lächerlich, wenn ich noch länger hier bliebe. Alice, ich gehe für einige Augenblicke in den Garten.

Collins (erscheint im Turm): Ich glaube, jetzt ist alles in Ordnung, gnädige Frau.

Der General (zu ihm gehend): Oh! apropos, Sie könnten mich verbinden — (Der Rest des Satzes verliert sich in ein Flüstern.)

Collins: Gewiß, Herr General.(Er nimmt einen Tabakbeutel heraus und händigt ihn dem General ein, der ihn einsteckt und in den Garten geht.)

Lesbia: Ich glaube nicht, daß es einen Mann in England gibt, der Hand aufs Herz, seine Frau so liebt wie seine Pfeife.

Der Bischof: Apropos, was ist mit der Hochzeitsgesellschaft geschehen?

Sykes: Ich weiß nicht. Es war keine Seele in der Kirche als wir heirateten, mit Ausnahme des Magistratsdieners und des Geistlichen, der die Sache machte.

Edith: Sie sind alle nach Hause gegangen.

Frau Bridgenorth: Aber die Brautjungfern?

Collins: Ich und der Magistratsdiener sind im Taxameter überall herumgefahren, gnädige Frau; wir haben sie alle zusammengesucht. Sie waren recht enttäuscht wegen ihrer Kleider und fanden, daß alles ziemlich unregelmäßig zuging; aber sie willigten ein, zum Frühstück zu kommen.

Leo: Bitte, nehmen Sie zur Kenntnis, Collins, daß kein Wort davon wahr ist, daß ich von meinem Gatten geschieden bin, oder daß es zwischen mir und Herrn Hotchkiß jemals etwas gegeben hat oder gibt.

Collins: Gott segne Sie, gnädige Frau! das konnte man wohl immer sehen. (Zu Frau Bridgenorth): Werden Sie hier oder in der Halle empfangen, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: In der Halle. Alfred, du und Boxer müßt hinunter gehen und euch bereit halten, die ersten Ankömmlinge plaudernd festzuhalten, bis wir kommen. Wir müssen Edith ankleiden. Komm, Lesbia; komm Leo; wir müssen alle helfen. Nun, vorwärts, Edith. (Lesbia, Leo und Edith gehen durch den Turm hinaus.) Collins, wir brauchen Sie, sobald Fräulein Edith angekleidet ist. Sie müssen sich dann ihren Schleier etc. etc. ansehen, ob alles in Ordnung ist.

Collins: Ja, gnädige Frau. Wünschen Sie, daß über Fräulein Lesbia etwas verbreitet werde, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: Nein, Sie nimmt den General nicht. Ich glaube, das können Sie für definitiv betrachten.

Collins: Wie schade, gnädige Frau!

Der Bischof: Ich gehe zum Empfang in die Halle, Collins. Rejjy, verständige Boxer; ihr müßt mir beide bei der kleinen Unterhaltung helfen. Komm, Cecil.

(Er geht durch den Turm hinaus. Sykes folgt ihm.)

Reginald (zu Hotchkiß): Sie haben immer den Mund vollgenommen und auseinandergesetzt, wie man sich als Gentleman zu betragen habe. Wenn Sie aber glauben, daß Sie sich Leo gegenüber als Gentleman benommen haben, dann sind Sie im Irrtum. Ich werde mich für Leo ins Zeug legen, vergessen Sie das nicht.

Hotchkiß: Ich verstehe. Ihre Tür ist mir verschlossen.

Reginald (rasch): Oh nein. Nur keine Uebereilung. Ich glaube, nach einer geraumen Weile seh ich Sie ganz gern wieder. Sie wird so böse und anmaßend, wenn niemand da ist, der das Haus ein bißchen belebt.

Hotchkiß: Ich werde mein Möglichstes tun.

Reginald (erfreut): Na also. Sie sind doch nicht böse, alter Knabe, he?

Hotchkiß: Es ist mein Schicksal. Ich habe Kohlen angefaßt; und meine Hände sind schwarz; aber sie sind rein. Wenigstens bis jetzt, Rejjy. (Sie schütteln einander die Hände; und Reginald geht in den Garten, um Boxer zu suchen.)

Collins: Entschuldigen Sie mein Herr; aber bleiben Sie zum Frühstück hier? Ihr Name steht auf einem Gedeck; und ich würde ihn gern vertauschen, falls Sie nicht da bleiben sollten.

Hotchkiß: Was weiß ich? Bin ich noch Herr meines Schicksals? Gehen Sie: fragen Sie — die, der gehorcht werden muß.

Collins (ehrfürchtig): Sollte Frau George an Ihnen Gefallen gefunden haben?

Hotchkiß: Ich wollte, sie hätte es! Es ist Schlimmeres, Mensch, viel Schlimmeres: ich habe an Frau George Gefallen gefunden.

Collins: Verzweifeln Sie nicht, Herr: wenn George gern mit Ihnen plaudert, werden Sie das Haus seiner Frau sehr angenehm finden — lebhafter als das des Herrn Reginald.

Hotchkiß (rufend): Polly.

Collins: Oh, wenn Sie schon bei Polly sind, mein Herr, glaube Ich sagen zu können, daß schon alles in Ordnung ist.

Frau George erscheint an der Tür des Arbeitszimmers.

Hotchkiß: Ihr Schwager möchte gern wissen, ob ich zum Hochzeitsfrühstück dableibe. Sagen Sie es ihm.

Frau George: Er bleibt, Bill, wenn er entschlossen ist, sich gut zu betragen.

Hotchkiß (zu Collins): Darf ich als Freund der Familie das Vorrecht genießen, Sie Bill zu nennen?

Collins: Mit Vergnügen, mein Herr, gewiß.

Hotchkiß: Mein Kosename im Schoß der Familie ist Sonny.

Frau George: Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Sonny ist gerade der Name, den ich für Sie gewünscht habe.

(Sie tätschelt vertraulich seine Wange: er erhebt sich rasch und geht zum Kamin

wo er sich geistesabwesend in den Gitterstuhl fallen läßt.) Bill, ich gehe nicht in die Halle, ehe genug Menschen dort sind, um einen kleinen Hof für mich zu bilden. Laß mich durch den Magistratsdiener holen, wenn du glaubst, daß es gut aussieht.

Collins: Ganz recht. (Er geht durch den Turm hinaus.)

Frau George, allein geblieben mit Hotchkiß und Soames, legt plötzlich die Hände auf Soames Schultern und neigt sich über ihn.)

Frau George: Der Bischof sagte, daß ich Sie versuchen sollte, Anthony.

Soames (ohne sich umzusehen): Weib: hebe dich hinweg.

Frau George:

„Dein holdes Herz trägt treulos eine Maske,
Doch würd' es brechen, säh' es das.
In einer solchen Stunde eins nur fleh ich:
Gedenke mein."

Und das werden Sie, Anthony. Ich werde meinen Zauber über Sie werfen.

Soames: Glauben Sie, daß ein Mann, der das Magnifikat gesungen und die Himmelskönigin angebetet hat, für solch ein Gewäsch Ohren hat oder ein Auge für eine so liederliche Person wie Sie — Da ist ein anderer, mit dem Sie sprechen können. Ich bin beschäftigt.

Frau George (verläßt Soames und tritt einen oder zwei Schritte näher an Hotchkiß heran) Warum sind Sie nicht wie er, Sonny? Warum hängen Sie Ihr Herz an das erstbeste Weib in der nächsten Straße?

Frau George (zu Soames): Sie glauben nicht an die Frauen, Anthony, nicht wahr?

Soames: Weib: versuchen Sie nicht, mich des Unglaubens anzuklagen. Und Sie, Hotchkiß, verachten Sie die Seele dieses Weibes nicht. Sie sind ein so eingefleischter Snob wie nur je.

Hotchkiß (ungeduldig): Mein lieber Anthony, ich finde Sie als Prediger einfach lächerlich, weil Sie mich auf Stellen und Dokumente und Vorkommnisse verweisen, an die ich tatsächlich nicht glaube. Ich glaube an nichts als an meinen eigenen Willen, meinen eigenen Stolz und meine Ehre. Ihre Fische, Ihr Katechismus und alles Uebrige geben ein reizendes Gedicht, das Sie Ihren Glauben nennen. Ihnen steht's vollendet gut; aber mir nicht. Ich ziehe nun mal wie Napoleon den Mohammedanismus vor. (Frau George, die Mohammedanismus mit Polygamie verbindet, sieht ihn mit raschem Verdacht an.) Ich glaube, daß das ganze britische Königreich sich zu einem reformierten Mohammedanismus bekennen wird, ehe das Jahrhundert zu Ende geht. Mohammeds Charakter ist dem meinen kongenial. Ich bewundere ihn, und teile in ausgedehntem Maße seine Lebensansichten. Das schlägt Sie, Soames, wie Sie sehen. Religion ist eine große Macht — die einzige wirklich bewegende Kraft in der Welt; aber Ihr Bursche versteht die Haupt-

sache nicht; einen Menschen durch seine eigene Religion und nicht durch die eure seinen Weg machen zu lassen.

Frau George (seine Beredsamkeit bewundernd): George wird Sie mögen, Sonny. Sie sollten ihn über die Kirche reden hören.

Soames: Gut! Dann geht beide in euer Verderben. Für mich gibt es nur eine Religion: die, von der meine Seele weiß, daß sie die wahre ist; aber selbst der Unglaube hat einen Grundsatz; und das ist die Heiligkeit der Ehe. Ihr beide seid an der Grenze der Todsünde. Leugnen Sie das?

Hotchkiß: Sie vergessen, Anthony: Ihrer Ansicht nach ist die Ehe selbst eine Todsünde.

Soames: Die Frage ist jetzt nicht, was ich glaube, sondern was Sie glauben. Nehmen Sie mit mir das Zölibat; und geben Sie dieses Weib auf, wenn Sie die Kraft und die Erleuchtung dazu haben. Aber wenn Sie noch in den Klauen der Welt sind, achten Sie wenigstens ihre Einrichtungen. Glauben Sie an die Ehe oder nicht?

Hotchkiß: Meine Seele ist vollkommen frei von irgendeinem solchen Aberglauben. Ich erkläre feierlich, daß ich zwischen diesem Weibe, wie Sie Frau George unhöflich nennen, und mir keinerlei Schranken sehe, die zu respektieren mein Gewissen von mir verlangt. Ich hasse mit allen meinen Instinkten die ganze Ehemoral der Mittelklassen. Wenn ich ein Marquis aus dem achtzehnten Jahrhundert wäre, könnte ich mich einer Pariser Bürgerfrau gegenüber nicht freier fühlen, als ich mich Polly gegenüber fühle. Ich verachte dies ganze häusliche Reinigungsgeschäft als die niedrigste Tiefe der engherzigen, selbstsüchtigen, sinnlichen nach dem Weibe gierenden — Gemeinheit.

Frau George (sich sofort erhebend): Oh, wahrhaftig. Dann kommen Sie nicht mit mir nach Haus, junger Mann. Es tut mir leid, denn es ist erfrischend, einmal im Leben einem Mann begegnet zu sein, der sich vor meinem Ehering nicht fürchtet; aber ich suche einen Freund und keinen französischen Marquis; deshalb kommen Sie nicht mit mir nach Hause.

Hotchkiß (unerbittlich): Ja, ich komme mit.

Frau George: Nein.

Hotchkiß: Ja. Ueberlegen Sie doch nur. Sie kennen Ihre Sippschaft hoffentlich ganz gut, die Anschauungen Ihrer Händlersippe. Sie kennen alle Skandale, Heucheleien dieser Gesellschaft, ihre Eifersüchteleien und Streitigkeiten — die hundert Scheidungsaffären, die nie vor Gericht kommen, ebenso wie die zehn, die so weit kommen.

Frau George: Wir sind keine Engel. Ich kenne ein paar Skandale aber die meisten von uns sind zu sehr abgestumpft, um etwas andres als gut zu sein.

Hotchkiß: Dann müssen Sie doch bemerkt haben, daß gerade wie alle Mörder, wenn man sie nach ihren erbaulichen Bemerkungen auf dem Schafott beurteilt, gottergebene Christen zu sein scheinen, so alle Wüstlinge, die männlichen, wie die weiblichen, ohne Unter-

schied Menschen sind, die überfließen von häuslichen Sentimentalitäten und Respektbezeugungen für die Konvention, die sie in der Praxis verletzten.

Frau George: Sie erwarten doch nicht, daß sie sich alle selbst aufgeben sollen?

Hotchkiß: Es sind Gefühlsmenschen und nicht Menschen von Ehre. Nun, ich bin kein Gefühlsmensch, sondern ein Mann von Ehre. Ich weiß ganz gut, was mir passiert, wenn ich erst mal die Schwelle des Hauses Ihres Gatten überschreite und sein Gast geworden bin. Dieses Band der Ehe, das ich verachte, wird mich binden, wie es niemals die Menschen binden kann, die daran glauben und deren Hauptunterhaltung darin besteht, das Theater zu besuchen, wo man sich darüber lustig macht. Soames: Sie sind ein Kommunist, nicht wahr?

Soames: Ich bin ein Christ. Da muß ich wohl Kommunist sein.

Hotchkiß: Und Sie glauben, daß uns viele Landgüter von der Kirche unter Heinrich VIII. gestohlen wurden?

Soames: Das glaube ich nicht nur: das weiß ich als Jurist.

Hotchkiß: Würden Sie von den Feldern eines der Grundbesitzer jener gestohlenen Landgüter eine Steckrübe stehlen?

Soames (sich gegen diese Frage verwehrend): Sie haben kein Recht auf ihr Landgut.

Hotchkiß: Danach habe ich Sie nicht gefragt. Würden Sie von einem der Felder, auf das diese Grundbesitzer kein Recht haben, eine Steckrübe stehlen?

Soames: Ich mag weiße Steckrüben.

Hotchkiß: Da Sie Jurist sind, müssen Sie mir antworten.

Soames: Ich gebe zu, daß ich es wahrscheinlich nicht täte. Ich bin vielleicht im Unrecht, wenn ich die Steckrübe nicht stehle; ich kann meinen Widerwillen gegen eine solche Handlungsweise nicht verteidigen, aber ich glaube, ich würde es nicht tun. Ich weiß sogar bestimmt, daß ich es nicht täte.

Hotchkiß: Ebensowenig wäre ich fähig, Georges Weib zu stehlen. Ich habe meine Hand vorhin nach dieser verbotenen Frucht ausgestreckt, und ich weiß, daß meine Hand immer leer zurückkommen wird. An die Ehe nicht glauben ist leicht, eine Frau lieben, ist leicht; aber einen Kameraden betrügen — gegen einen Gast illoyal sein — den Vertrag von Brot und Salz brechen — das ist unmöglich. Sie können mich nach Hause mitnehmen, Polly: Sie haben nichts zu befürchten.

Frau George: Und nichts zu hoffen?

Hotchkiß: Da Sie das so in einer mehr als gütigen Art fragen, Polly, durchaus nichts.

Frau George: Hm! Sie glauben, wie die meisten Männer, daß Sie alle Wünsche, die Frauen hegen mögen, kennen, nicht wahr? Aber das Kind, das man am meisten nötig hätte, hat mit der Ehe

Emil Pottner

Farbige Fayence

absolut nichts zu tun. Vielleicht hat Anthony einen Schimmer davon, wie, Anthony?

Soames: Christliche Gemeinschaft?

Frau George: So nennen Sie es, nicht?

Soames: Wie nennen Sie es?

Collins: (erscheint im Turm mit dem Magistratsdiener): Nun, Polly, die Halle ist voll; und man wartet auf Sie.

Der Magistratsdiener: Platz meine Herren. Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin. Mit Verlaub meine Lords und Herren. Mit Verlaub meine Damen und Herren: Platz für die Bürgermeisterin.

Frau George nimmt Hotchkiß' Arm und geht hinaus, der Magistratsdiener folgt ihr.

Soames nimmt seine Schreibarbeit ruhig wieder auf.

Ende.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse hascht nach Vorwänden! Augenblicklich, wo sie noch am Verdauen eines weitschichtigen und auch nicht gerade billigen Materials ist, zeigt sie zur Entschuldigung ihrer Appetitlosigkeit auf die Verschleppung unserer Finanzreform. Eines Tages könnte sie sich auch mit dem Emporschnellen unserer Kolonialwerte ausreden, sobald sie nämlich für eine allgemeine Hausse wieder hinreichend ausgeruht erscheint. Man vergesse keinen Augenblick, daß alle solche Bewegungen heute auch durch die Bankenkabinette gehen. Während der kriegerischen Spannung zwischen Oesterreich und Serbien nebst allem, was noch daran hing, warf das Publikum seine Papiere allmählich fast ganz fort. Die Großen nahmen dieselben auf, und dann nach der Friedenssicherung bekam die Masse jener Verkäufer Reue. Sie kauften zurück — wie dies immer der Fall zu sein pflegt, natürlich zu beständig steigenden Kursen, worauf dann eben der bekannte Boa constrictor-Zustand nach dem Gespeisthaben eintrat. Sobald aber unsere Großinstitute den neuen Zeitpunkt als gekommen ansehen, wird auch wieder vorwärtsmarschiert. Infolge dieser Diktaturverhältnisse, die sich die Spekulation nur ungern klar macht, dürfte es wohl ausgeschlossen sein, daß die deutschen Börsen das ganze Jahr hindurch einen lebendigen Verkehr entfalten. Wenn fünf- oder sechsmal ein stärkerer Anstoß erfolgt, so genügt dies vollkommen. Eines Mehr bedarf die Hochfinanz nicht, die ja durch Einschließung des Kommissionsgeschäftes ganze Gebiete des Anlagewesens, der Aktienemissionen usw. gleichsam von ihren Bureaus aus regelt. Anders, als mit reininnerlichen Ursachen läßt sich also auch der gegenwärtigen Tendenz kaum beikommen. Diese bleibt so ziemlich unempfindlich, einerlei ob Rosebery nach Dreadnoughts schreit, oder ob Riesser in schwungvoller Rede einen Erfolg gegen die Agrarier erhofft. Ab und zu will man sich dann von den Vorgängen auf Kreta oder gar der Spannung zwischen Spanien und Marokko wie absichtlich etwas verstimmen lassen, während das anziehende Geld (wie gewöhnlich gegen den Juli hin) in gar keine Erwägung zu kommen scheint. Dagegen wird schon wieder die Opposition infolge einer ungünstigen Beurteilung unserer Montanindustrie bemerkbar, indem

man u. a. auf die Kattowitzer Hütte verweist, die es im Gegensatz zu Laura bei ihrer alten Dividende lassen dürfte. Und wünscht man etwa Mix & Genest, deren Aktionäre diesmal leer ausgehen, als symptomatisch für eine andere wichtige Industrie anzusehen, so folgt wohl die Erwiderung, daß da, wo Herr Rathenau mitzuraten hat, die Abschreibungen stets überreichlich bemessen werden müssen. Nicht einmal die unübersehbare Hausse in unseren eigenen Kolonialwerten vermag die Gesamtstimmung irgendwie anzustecken. Kolonialgesellschaftsanteile – schon der lange Rufname deutet den geringen Verkehr darin an – konnten an einem einzigen Tage auf 2000 Proz. springen, was einen Kursgewinn von 5000 M. pro Stück ausmacht. Zwar haben die feineren Hände diesen Taumel zum Verkaufen benutzt, allein man soll dennoch den populären Kreuzzug gegen eine solche Strömung nicht einfach mitmachen, ohne vorher einen großen Bankier zu fragen, warum gerade er noch kurz vorher gekauft hat. Natürlich konnte auch „Verkehrsbank" wieder profitieren, auf deren Kursentwicklung hier schon vor Monaten aufmerksam gemacht wurde. Wenn nur nicht der Minenschwindel in Paris und London früher zusammenbricht, als man nach älteren Erfahrungen schon erwarten kann!

* * *

Ein falsches Echo! Hansa hat man hineingerufen und: Schecksteuer hallte es zurück. In der Tat, ein vollgültigerer Beweis für das geringe Sachvertrauen, das wir zu unserer gegenwärtigen Regierung haben dürfen, wäre gar nicht zu erbringen. Denn bei dieser Schecksteuer, welche gerade die alten Wünsche der Minister nach Erleichterung des nationalen Geldverkehrs zernichtet, kann doch unmöglich irgend ein Kenner befragt worden sein. Schon diese einzige Nonchalance rückt die Kurzsichtigkeit der neuen Hansa in ein ganz bestimmtes Licht, indem die Herren immer nur die Agrarier angreifen, unsern Staatsleitern aber die regelrechteste Verbeugung machen. Und dabei verwahrt sich noch jenes Programm gegen jeden etwaigen Verdacht, über die Grenzen einer bloßen Abwehr hinausgehen zu wollen. Vierzig Jahre nach der Einheit Deutschlands ist also die politische Fähigkeit seiner tätigsten Bürger nicht stärker geworden als früher, wo wir von aller Welt belächelt wurden. Im übrigen ist das, was hier voriges Mal wegen der „Gefährten" gesagt wurde, nur zu rasch in Erfüllung gegangen. Und wieder die Barbiere und Friseure, welche ihre Parfümerien weiter billig an den Mann bringen möchten, haben sich das Wort: Erdrosselung aus den Reden der Hansamänner angeeignet. Es mag klein erscheinen, auf solche komischen Dinge einzugehen, aber sie markieren doch die moralische Gefahr, die verschiedensten Interessentengruppen unter einen Hut zu bringen. Denn Schlimmeres kann den Objekten, die unberührbar bleiben müßten, kaum drohen, als sie mit Luxusartikeln zu vermengen, welche verzärtelte oder eitle Menschen auch teurer bezahlen würden.

* * *

Der Zug nach dem Osten hat merkwürdigerweise jetzt die Amerikaner wieder erfaßt. Nicht etwa die Missionare, die in Kleinasien und der Türkei ihre finanzpolitische Rolle spielen, sondern die Industriellen, die den Anspruch der „Nation" auf Beteiligung an der Chinesischen Eisenbahnanleihe durchgesetzt haben. Offenbar stellt die schließliche Nachgiebigkeit der amerikanischen Hochfinanz eine Gegengefälligkeit dar! D. h. der Staatssekretär Knox und der neue Präsident wünschten einen starken äußeren Erfolg und leisteten dafür gegen das Wegfallen der Einkommensteuer nur soviel Widerstand, als eben noch schicklich war. In Wahrheit wissen aber auch die dortigen Staatsmänner, wie spröde das Kapital ihres Landes noch in bezug auf auswärtige Papiere ist. Wie lange ist es denn her, seitdem die Amerikaner unter allgemeinster Begeisterung das japanische Kriegsanlehen abschlossen? Indessen waren nur wenige Monate vergangen, als auch das ganze Material schon wieder herauskam. Die europäischen Konsorten mußten es aufnehmen, weshalb sie von da an gegen fremde Emissionen in der Union ganz mißtrauisch blieben. Wahrscheinlich besitzt das panamerikanische Bureau eine große agitatorische Macht, die selbst Faktoren wie Morgan nicht von sich zu lenken vermöchten. Daher nimmt man neben China, wo wenigstens ein außerordentlicher Massenabsatz von Textilwaren in Aussicht gestellt werden könnte, auch noch Südamerika folgsam in das neue Programm auf. Also ein ganz heterogenes Gebiet, wo keineswegs eine neue Kundschaft zu schaffen, sondern zuvor die alten Kommissionäre

noch zu verdrängen wären. Ein solches Schicksal hätte aber dort die englischen und deutschen Exporteure schon lange erreicht, falls nicht die Amerikaner für ihr eigenes Land genug fabrizieren müßten. Nicht einmal eine Erweiterung des Stahltrusts dürfte Herr Morgan erhoffen, falls man nunmehr in der Tat die Hand stärker auf Brasilien oder Argentinien legen würde, die kleinen Staaten noch ganz ungerechnet. Lieber bezahlt jener Trust für die Einführung seiner gewöhnlichen Aktien in Paris 42 000 Pfund Kotierungssteuer. Herr Morgan weiß also schwerlich, daß das französische Kapital nur für Renten ein vorzüglicher Markt ist, während spekulative Papiere fast immer wieder in ihr Ursprungsland schließlich zurückfließen. Wichtiger als jene Einführung könnte übrigens der Umstand werden, daß London in den amerikanischen Eisenbahnshares, und wohl auch in Steels, ungeheuer verfixt ist.

* * *

Die Getreideposse ließe sich unser gegenwärtiger Handel in Weizen und Hafer nennen, wenn die Sache nicht so sehr traurig wäre. Mit nicht weniger als siebzig Prozent nehmen nämlich alterfahrene Kaufleute denjenigen Teil der Getreidekäufe an, den diesmal Deutschland, anstatt in Rußland und Argentinien, bei sich zu Hause hätte decken können. Die auswärtigen Preise sind natürlich sehr teuer geworden, nachdem die Ware, die wir im Inlande sonst billiger kaufen konnten, vorzeitig (!) nach Norwegen, Italien und England abgegeben wurde. Dies ist bekanntlich nur durch den künstlichen Profit möglich, da bei uns auf Transit-Getreide der Zoll von M. 5 und M. $5^1/_2$ zurückvergütet wird. Diese Staatsgelder fließen rein mechanisch in die Taschen unserer Gutsbesitzer, die sonst kaum anders als zu Hause verkaufen könnten. Also ein doppelter Schutz! Zunächst ein solcher in Form eines Einfuhrzolles, damit die fremde Konkurrenz ferngehalten werde, und noch eine Prämie für angebliche Durchgangsware, damit dieselben nützlichen Staatsbürger auch in fremden Ländern ausgezeichnete Geschäfte machen können. Und dazwischen unsere Konsumenten, die diese ganze Protektion bezahlen müssen.

Warum wurde denn eigentlich s. Zt. der Identitätsnachweis aufgehoben?

„Reformer".

Von Otto Seidl (München).

Bruno Köhler, Vertreter der Naturheilkunde („mäßiges Honorar"), der „als Reformer auf Wunsch in politischen reichstreuen Vereinen gern über das Thema: „Ist ein Gott? zum Kampfe gegen die materialistische Weltanschauung" Reden hält, hat die „Ursachen der allgemeinen Wirtschaftskrisen, sowie die Mittel und Wege zur wirtschaftlichen Wohlfahrt" gefunden. Da seine Schrift (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, 30 Pfennig) „in volkstümlicher Abfassung" (in holperigem Deutsch) geschrieben ist, kann jeder sich darüber belehren lassen, daß unser „heutiges Wirtschaftsleben — man sagt wohl nicht zu viel — doch fürwahr ein Trauerspiel" ist. Gegen Börsenspekulation, aber auch gegen Brotwucher (S. 4) und indirekte Steuern geht Köhler scharf vor. Die „Dissidenten" der Aktien-Gesellschaften mißfallen ihm (S. 5). Auch durch den „alten wahren Satz": „Nobel muß die Welt zugrunde geh'n", will er sich nicht beruhigen lassen: „Wir sagen aus Nächstenliebe „nein", denn das Volk soll doch vernünftig sein". (S. 7.) Das Kapital müsse besteuert werden, und zwar gründlich, bei internationaler Vereinbarung gleichmäßiger Steuerstaffelung (S. 9). Der Zukunftsstaat sei nicht existierbar". Eine Fülle von unbeholfenen Schlagworten läßt jeden Widerspruch gegen Köhler verstummen!

Es wäre die dankenswerte Aufgabe eines Verlags gewesen, uns eine Bereicherung zur Reichsfinanzfrage dadurch zu geben, daß er einen einfachen, ganz gewöhnlichen, bescheidenen Mann aus dem Arbeiter-, Handwerker- oder Bauernstande sich aussprechen ließ. Für jede Unbeholfenheit im Ausdruck hätten wir dankbare Verehrung gehabt, weil wir aus ihr wie aus der ganzen Schrift hätten sehen können, wie das Volk, das große Volk über die wichtige Frage denkt, ob es bereit ist, Opfer zu bringen, ob es die Arbeit, die Streitigkeiten der Politiker versteht. Was wir aber hier an dieser „Betrachtung über die Reichsfinanzreform" bekommen haben, ist ein hochtrabendes Gemengsel von teilweise vernünftigen Ansichten, in schlotternder Sprache von einem Manne vorgetragen, der sich selbst wohl nicht zu den Gebildeten rechnet, aber auch dem bildungs-

fernen, bildungsuchenden Volke nicht angehört. Der Mann scheint in gewissen Kreisen Ansehen und Vertrauen zu genießen. Das ermutigte ihn offenbar, die Schrift in dieser Form hinauszulassen. Wer nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten die Reichsfinanzreform von 1909 studiert und Sinn für unfreiwilligen Humor hat, der wird seine „Freude" an diesem „Reformer" haben. Auch der Anzeigenteil ist „beachtenswert"!

Die Kultur der Millionen.

Von H. Fernau.

Starb da neulich in Paris ein braver Mann mit Namen Chauchard. Er hat 88 Jahre lang auf dieser Erde gewandelt und von Anfang bis zu Ende war sein Leben ein Triumph guter Spießbürgersitten. Nie ist er vom Pfade der Wohlanständigkeit und der Korrektheit abgewichen. Nur eine Fähigkeit an ihm ist erwähnenswert: Er besaß ein ausgesprochenes kaufmännisches Genie und eine zielbewußt handelnde Energie nach Geld. Im Laufe von einigen Jahrzehnten wußte er sich vom simplen Ladenangestellten mit 100 Frank Monatsgehalt bis zum Multimillionär hindurchzuarbeiten. Damit wurde er einer von den wenigen, die sich im Glanz und in der Macht des Reichtums sonnen dürfen. Aber damit hörte er leider nicht auf, einer von den vielen zu sein, die ihre Freunde fortwährend beim Rockzipfel fassen, den Stoff mit Kennermiene betasten und ihren Geist so leuchten lassen: Was haben Sie für den Anzug bezahlt? Oh, viel zu teuer, lieber Freund! Schlechte Ware für Ihr gutes Geld. Verlangen Sie das nächste Mal mein Gutachten und meinen Preiskurant. Einer von den Vielzuvielen war Chauchard, die aus der Kunst ein Handelsding machen und die sich vor einem Delacroix oder Fromentin nach Maßgabe des dafür bezahlten Preises begeistern. Und auch einer von den vielen, die immer korrekt bis aufs I-tüpfelchen gekleidet in der Opernloge sitzen, die Lorgnette sofort absetzen, wo es keine Busen mehr zu bewundern gibt, die an den von der Kritik gekennzeichneten Stellen ihren Freunden diskret mit der flachen Hand vor Bewunderung auf die Kniee schlagen und — „Ohé, la Mignonne" rufen, wenn sie eine fein geschnittene Weibersilhouette vorüberhuschen sehen. Was war Chauchard noch? Er war ein Philantrop, einer von den vielen edlen Menschenfreunden, die hunderttausende von Frank für Westenknöpfe aus Perlen ausgeben, einer von den Edelmütigen war er, die bis in den Tod hinein das Elend der Massen durch ihren Luxus beleidigen und die, wenn sie über 150 Millionen verfügen, sich großmütig schwere 200 000 Frank für die Armen abknöpfen, während sie die anderen, die ohnehin schon im Vollen sitzen, mit Millionen bedenken. Chauchard hat Pensionskassen gestiftet, Altersasyle für seine Angestellten errichtet, milde Gaben für milde Stiftungen gegeben. Kurzum: Chauchard war ein großer, ein korrekter, ein vorschriftsmäßiger Philantrop.

Wir bemerken nichts Besonderes an diesem Mann, nichts über das große Mittelmaß menschlicher Intelligenz Hinausgehendes. Und doch, man hat aus seinem Tod ein welterschütterndes Ereignis gemacht. Man füllte 8 Tage lang die heimischen und ausländischen Zeitungen mit seinem Namen und seinen kleinen Taten. Weshalb war Paris schon tagelang vor seinem letzten Seufzer in Aufregung? Wird er sterben? Wird er nicht sterben? Wie wird sein Testament aussehen?

Oh, sein Testament, seine Millionen! Das war es. Wenn man irgendwo Millionen wittert, dann macht man aus dem friedfertigsten Spießbürger, aus dem alltäglichsten kaufmännischen Gemäldesammler einen Menschenfreund, einen großen Mann, einen Kunstfreund. Wo man Millionen wittert, da umdrängt man ihren Besitzer, schüttelt ihm ehrerbietig die Hand, gibt ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und verzichtet auf alle anderen, als Millionärsmeinungen. Ein Millionär liegt im Sterben? Aber der Mann war sein Leben lang ein Held, ein Menschenkenner, der Beste der Besten. Der Mann war ein ausgesprochenes Genie. Schade, daß er inmitten seiner Millionen nie Zeit fand, seine tiefen Gedanken der Menschheit in künstlerischer Form zu übergeben. Und die Zeitungen füllen sich mit Biographien, mit Anekdoten, mit Abbildungen. Alles trieft vor Ehrerbietung. Aus den lächerlichsten Details werden spaltenlange Artikel gebaut. Nirgendwo eine Kritik, eine Frage nach dem wirk-

lichen Wert. Ueberall platteste Kriecherei!

„Es gibt keine Sünde, ausgenommen die Dummheit!“ Jedesmal, wenn im Meer der Geldinteressen einige Millionen an die Oberfläche gespieen werden, dann bewahrheitet sich dieser Oscar Wildesche Satz aufs neue, dann glänzt die Dummheit der Zeitgenossen in ihren schönsten Farben. Denn nur unserer zeitgenössischen Dummheit ist es zu verdanken, daß Chauchard, der banale, kalt lächelnde Gesellschaftsmensch und Kaufmann Chauchard, tagelang die öffentliche Meinung gefesselt hat. Die Macht der Millionen ist überall die gleiche. Ob in Amerika, ob in Frankreich oder in Deutschland, die Philosophen sterben überall Hungers, während man das kaufmännische Genie mit den Gloriole des wahrhaftigen Menschentums umgibt. Man beweihräuchert das Andenken der Millionäre und feiert sie als Ereignisse. Man errichtet ihnen Denkmäler, denn ein Millionär ist immer ein großer unsterblicher Mann.

Nichts ist lehrreicher für die Kultur unserer Epoche als dieser Todesfall. Für Menschen vom Schlage Chauchards (und unter 100 sind mindestens immer 95 so veranlagt), ist das Geld längst nicht mehr Mittel zum Zweck. Sie besitzen nicht das Geld, sondern das Geld besitzt sie. Das Geld ist ihr König, ihre Philosophie, ihr Lebenserklärer und Lebenswertmesser. — Nur wer Geist hat, ist nach Nietzsche zum Besitz berechtigt. Irrtum, Freund, großer Irrtum! Wer mit Bändern handelt, der wird reich, Beweis: Chauchard, der die Stoffe und Bänder meterweise verkaufte, und sein Freund Leygues, der sie als Minister zentimeterweise in die Knopflöcher seiner Mitbürger steckte. Der die Meter verkaufte, verdiente über 150 Millionen, der die Zentimeter verkaufte, verdiente nur 15. Und beide besaßen sie keinen Geist. Also handelt mit Bändern, Freunde. Denn das ist es, was wir im Grunde Kultur nennen: Der Handel mit Bändern. Und wer dabei so oder so zu reussieren weiß, dem werden die üppigsten Dummheiten wie große Taten nacherzählt, an dessen Tafel speisen Fürsten und Könige, der wird das, was unsere Zeitgenossen als das Höchste am Menschen verehren und was alle Herzen höher schlagen läßt: Millionär!

Das Risorgimento.

Von Bernhard Ihringer.

Eine Revolution in ihren Anfangsstadien, in der Kleinheit persönlich gefärbter Anfänge, hatte wohl zu keinen Zeiten etwas hinreißend Ueberwältigendes, und doch hat sie stets durch ihre Märtyrer den Boden geebnet für die Volksleidenschaft, die freilich nur schwer in eine bestimmte Bahn sich lenken läßt, dann aber auch um so elementarer alles vor sich niederreißt. Mittelmäßige, nicht eben weitblickende, fast niemals konsequente Menschen haben da die Anreger gespielt — Anreger, die eigentlich nur im Dunkel sahen was sie wollten, und oft erschraken vor der Macht der Geister, die sie gerufen. Eben darum ist das Schicksal dieser Fechter auf Vorposten tragisch, — gerade geeignet für die Märtyrergloriole eines nur in Umrissen sehenden Volkes. Daher der Ruhm jener Männer, die in der nachnapoleonischen Zeit gegen die Erben der Lombardei: Kaiser Franz und Metternich ankämpften, nicht mit den Waffen in der Hand, sondern nur durch ihre Gesinnung, durch zufällig hingeworfene Worte, Teilnahme an geheimen Verbindungen. Und die dafür lange Jahre auf dem Spielberg bei Brünn zu büßen hatten.

Das ist eigentlich, auf ein paar Kernworte gebracht, die äußere Geschichte des Risorgimento. Sie glänzt auf keiner Seite: der „gute Kaiser Franz“ war kein entschlossener Despot mit herrlichen Allüren; ebensowenig leuchteten die „Aufrührer“ mit heldischen Eigenschaften ihrer Zeit voraus. Sie waren nicht einmal Repräsentanten der öffentlichen Meinung, die erst viel später entscheidende Worte sprach. Jeder spielte sein Spiel auf eigene Faust, oft ohne sonderliche Sorgfalt für das Schicksal seiner Freunde. Und dennoch ist der Dank des Volkes nicht ausgeblieben, vielleicht deshalb zum meisten, weil der Kaiser ihre Internierung auf so allerhöchst raffinierte Weise selbst überwacht hatte. Diese lange Leidenszeit rückte die Dulder in den Gesichtskreis der Geschichte und ließ sie Lorbeeren ernten für Worte, zu einer Zeit, da die Taten anderer anfingen, ein geeinigtes Italien zu schaffen.

Die äußere Geschichte jener Gärungsperiode ist damit eigentlich erschöpft; sie verließ nicht viel und brachte doch viel: die ersten Keime zur politischen Ausprägung des Nationalbewußtseins. In diesem „moralischen" Erfolg lag ihr ganzes Wesen ausgedrückt. Sie war eigentlich nur ein erstes, zitterndes Greifen nach der verbotenen Frucht, das nur durch die strenge, strafende Hand glorifiziert wurde. Mehr versprach ihr innerer Charakter. Da waren eine Anzahl Männer, heißblütig, ruhmdürstend, unzufrieden; Italien hatte ihrer zwar viel, aber sie waren zu glücklich, erfolgreich, um recht gewürdigt zu werden. Auf dem Spielberg saßen die „Schützer der gerechten Sache", die großen Söhne des Volkes, an die der Italiener dachte, wenn er die Devise „Italia fera da se" den europäischen Kabinetten vorhielt. Er sah in ihnen Volkstribunen, getrieben vom naiven Verklärungsbedürfnis des Fernen, Vergangenen.

Es war ein glücklicher Irrtum; wir urteilen heute wesentlich anders. Und anders urteilt auch Ricarda Huch in ihrem eben erschienenen Werke*), das, fern von den ausgetretenen Wegen zünftiger Geschichtsschreibung, den Zauber der Persönlichkeiten festzuhalten strebt. „Wie Helden auf einer nächtlichen, vom Sturm umrauschten Bühne sehen wir sie mit flatternden Gewändern, mit starken Gebärden die Geschichte ihres Lebens spielen, und werden nicht müde, den tragischen und süßen Worten zu lauschen, die aus tiefer Vergangenheit abgerissen zu uns auftönen."

Confalonieri, Pellico, Maroncelli, Salvotti, Kaiser Franz, Karl Albert von Savoyen, Pallavicino — soviel Namen, so viele verschiedene Typen, nach denen auch später noch — bewußt oder unbewußt — sich mancher bildete, die in der Geschichte der Revolutionen vorher wie nachher oftmals wiederkehrten, sei es als Fanatiker der Freiheit, sei es als selbstbewußte Absolutisten ohne persönliche Werte. Daß von diesem nicht sehr seltenen Schlage der „gute" Kaiser Franz gewesen sei, sucht Ricarda Huch zu zeigen; nicht gerade im Einklang mit den Fachgelehrten. Ich lege darauf kein Gewicht, denn die künstlerisch geschaute Geschichte trägt ihr eigenes Antlitz. Die Dürre archivalischer Forschung darf nun einmal nicht in ein Totalgemälde eindringen, wo Zug um Zug in wechselnder Beziehung wirkt. Das Erbe Jakob Burckhardts ist heute noch zu vollstrecken, nicht zum Schaden historischer Wirklichkeit, wohl aber zum Nutzen einheitlicher Kultur. Das System der gegenseitigen „Erhellung" des Geschichtlichen vom Künstlerischen und Philosophischen aus ist ja heute nicht mehr fremd genug, um nicht auch in dem tiefen mitternächtlichen Dunkel mancher Hörsäle Gehör zu finden.

*) Das Risorgimento. Leipzig. Im Inselverlag.

The Noble Art.

Von Karl Escher.

Die meisten Menschen, die durch die mit köstlichen Schätzen angefüllte Tate-Gallerie in London schreiten, bleiben bewundernd vor einem kleinen Bilde von Whistler stehen, The Bathersea Bridge, einem Notturno, das in wundervoller Vollendung die graziösesten Reize eines nächtlichen Stromes offenbart; aber nur die wenigsten dieser Beschauer wissen, welch einen merkwürdigen Prozeß eben dieses Bild verursacht hat. Der kaprizenreiche Meister englischer Kunst, der sorgfältig alle Angriffe, die sich gegen ihn richteten, und seine Antworten an seine Widersacher sammelte und sie zu einem merkwürdigen Buch vereinigte, gibt selbst eine genaue Schilderung jener Gerichtsverhandlung, in der kein Geringerer als Ruskin der Angeklagte war. Es ist nun geradezu köstlich zu lesen, mit was für Sarkasmen Whistler seinen Kritiker abfertigt, welche Seitenhiebe er an das Publikum und selbst mitunter an die Richter austeilt; und schon allein wegen dieses einen Stückes sollte niemand, der sich mit den Problemen des künstlerischen Schaffens und Kritisierens beschäftigt, versäumen, dieses Buch von Whistler zu lesen, das den Titel The Noble Art of Making Enemies trägt, und das uns endlich in einer guten deutschen Ausgabe: Die artige Kunst sich Feinde zu machen (Deutsch von Margarethe Mauthner. Berlin, Bruno Cassirer) vorliegt. — Whistler sagt, daß er in diesem Buche einige unterhaltende Beispiele gäbe, wie er „die Ernsthaften dieser Erde zuerst mit Vorbedacht zur Raserei und dann in

ihrem falschen Rechtsbewußtsein zu Unanständigkeit und Torheit gebracht habe". Und wahrlich, es muß nicht angenehm gewesen sein, diesen großen Künstler und doch so boshaften Menschen zum Feinde gehabt zu haben. Nach Wilde, der übrigens auch zu den enemies gehörte, soll es viel schwieriger sein, Feinde als Freunde zu bekommen. Whistler hat diese Schwierigkeit spielend überwunden: alle seine namhaften Zeitgenossen sind von ihm in der Defensive oder Offensive mit Hohn und Spott überschüttet worden; um nur ein paar Namen zu nennen: Ruskin, Swinburne, Wilde und besonders die Kritiker der großen Zeitungen (unter ihnen ist „'Arry", der Kunstreferent der Times, Whistlers bevorzugter Liebling). Er geht so weit, daß er in seinen offenen Briefen, die er an die verschiedenen Redaktionen schickte, nur von den „von mir gemordeten 'Arry" spricht und seine neuesten Kritiken posthum nennt. Schließlich kommen alle Sarkasmen und Peitschenschläge darauf hinaus, daß Whistler verlangt, nur ein Maler soll Gemälde kritisieren, und Radierungen sollen nur von einem Mann beurteilt werden, der selbst mit der Radiernadel umzugehen versteht. Das ist ein Verlangen, in das — vielleicht mit Unrecht — die meisten Künstler unserer Tage mit einstimmen.

Das wertvollste Dokument in diesem stacheligen Buche ist Whistlers berühmter Zehn-Uhr-Vortrag, in dem er die tiefsten Lehren seiner Kunstanschauung in der ihm eigenen jongleurartigen Weise zum Ausdruck bringt. Dieser Vortrag ist schon einmal in einer kleinen Auflage vor Jahren in deutscher Sprache erschienen und erregte als Broschüre, die übrigens im Handumdrehen vergriffen war, das größte Interesse. Es ist daher um so erfreulicher, daß diese eigenartige Schrift nun wieder einem großen Leserkreise zugänglich gemacht ist. Vielleicht ist der Zehn-Uhr-Vortrag das Ernsthafteste, was Whistler je geschrieben hat, und jeder Bewunderer seiner Kunst muß ihn lesen, obgleich er wieder scharf gegen die Kritik gerichtet ist, und es manchmal sogar scheint, als sei alles Andere darin nur als Folie für die Ausfälle gegen die Kritik erdacht. — Endlich noch ein Wort über Whistlers persönliche Reibereien. Sie sind so ergötzlich, daß sie dieses „artige Buch" zu einem wertvollen Bestandteil der so arg vernachlässigten humoristischen Literatur machen. Die Zeitung Punch veröffentlichte ein fingiertes Gespräch, das Oskar Wilde und Whistler über Kunst gehabt hätten. Wilde telegraphiert entrüstet an seinen Freund Whistler: „Punch zu albern — wenn Sie und ich zusammen sind, sprechen wir doch über nichts anderes als über uns selbst!" Und sofort drahtet der malitiöse Maler zurück: „Aber bester Oskar, Sie irren sich. Wenn Sie und ich zusammen sind, sprechen wir über nichts anderes als über mich!" und macht sich so Wilde mit dieser Herabsetzung zum Feinde, mit dem er späterhin noch in der amüsantesten Weise die Klingen kreuzte. — Bekanntlich war das Zentralkomitee der internationalen Kunstausstellung in München seinerzeit geschmacklos genug, Whistler auf sein Meisterwerk, das Bildnis seiner Mutter, die zweite goldene Medaille zu erteilen. Der Künstler schreibt darauf in seinem offiziellen Brief": „Bitte übermitteln Sie den Herren des Komitees den Ausdruck meiner gemäßigten und wohlanständigen Freude und meine völlige Würdigung der mir verliehenen zweitklassigen Ehrung!" — Geradezu entzückend ist es aber, wie er Horsley, ein angesehenes Mitglied der Royal Academy, abführt, der anläßlich eines Kirchenkongreß' gegen das Nackte in der Kunst gezetert hatte. Whistler stellte bei der nächsten Gelegenheit drei seiner Aktstudien aus und setzte als Motto unter eines der weiblichen Akte die Worte: Horsley soit qui mal y pense.

Emil Pottners Fayencen.

Ein kleines, aber um so eigenartigeres Gebiet hat der in Berlin lebende österreichische Maler Emil Pottner, ein intimer Freund und Ateliergenosse des früh verstorbenen Wilke, sich ausgebaut. Seine Freude an kräftigen und doch fein verteilten Farben, verbunden mit einem sehr lebendigen plastischen Sinn, hat ihn dazu geführt, nach selbstersonnenen Methoden farbige Fayencen herzustellen, die durch ihre scharfe Naturtreue, ihre impressionistische Kühnheit und den merkwürdig feinen und ganz individuellen Farbenschmelz jedesmal gleich

auf den ersten Blick ihren lebhaften und klugen Schöpfer erraten lassen. Pottner hat seine kleinkünstlerischen Arbeiten niemals ins handwerks- oder gar fabriksmäßige herabsinken lassen, jedes Werk zeigt von neuem und reinem Bemühen, die Natur in vollem Schwingenschlag einzufangen. Die Welt der Vögel ist sein eigentliches Revier geworden. Mit unendlicher Liebe beobachtet er in all den tausend mannigfachen Bewegungs- und Lebensanschauungen, den Eisvogel, die Möwe, den Kakadu, die Eule und all die Großen und Kleinen, die Drolligen und die Tragischen. Jedes Werk existiert nur in einem einzigen Exemplar, damit die Abklatsche die in der ersten Schaffensfreude gefundene Form nicht entwerte. Die Plastiken, die wir heute hier reproduzieren, können von seiner Art und seiner Meisterschaft nur dann eine Vorstellung geben, wenn man von ihrem blühenden Reiz, dem farbigen Glanz, abstrahiert.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Josef Ruederer. Wolkenkuckucksheim. Komödie in 3 Akten. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Clemens Brentano und Sophie Mereau. Briefwechsel. Nach den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschriften zum ersten Male herausgegeben von Heinz Amelung. In II Bänden. Leipzig. Insel-Verlag.

Dr. Heinrich Spiero. Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Leipzig. Verlag B. G. Teubner. Preis geb. M. 1.25.

Paul Ernst. Der Weg zur Form. Aesthetische Abhandlungen, vornehmlich zur Tragödie und Novelle. Berlin. Verlag Julius Bard.

Erich Eckertz. Der leidende Roland. Berlin. Otto Baumgärtel Verlag. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.